

Vielheitsplan Kultur - rein praktisch!

Wir sind nicht für's Foto da, aber auch.

Impressum

Herausgebende Organisation:

Integrationshaus e.V.
Ottmar-Pohl-Platz 5 und 3a
51103 Köln
www.ihaus.org
0221-99745752



Grafik:

Salman Abdo

Text:

Alexander Estis

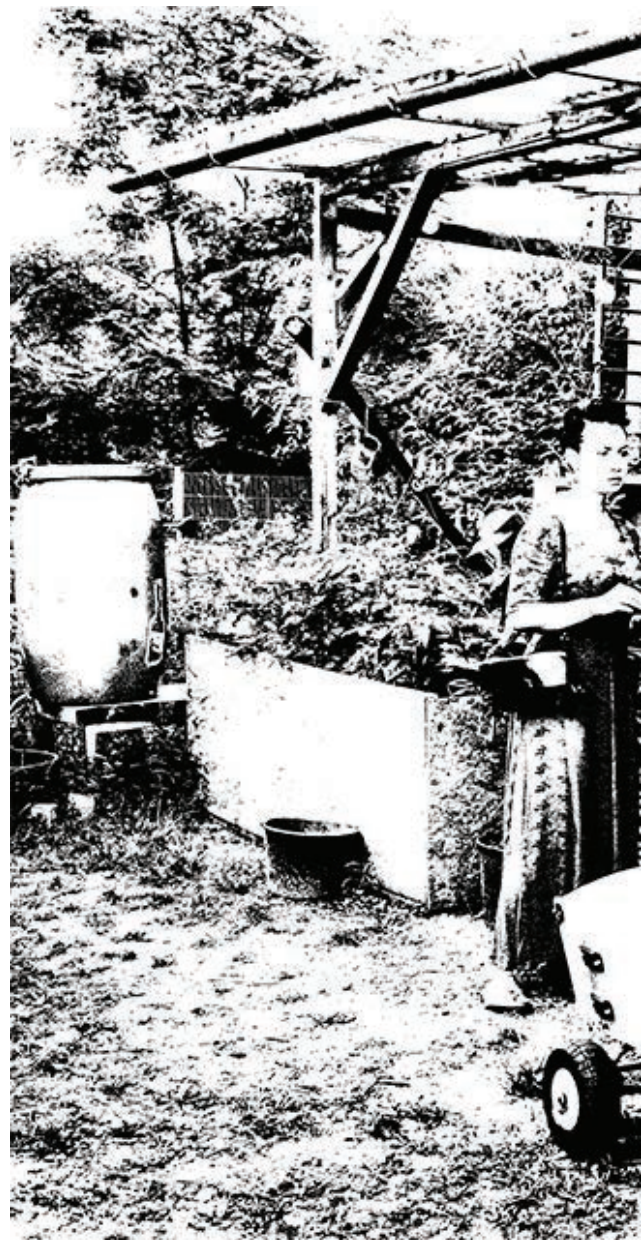
Elizaveta Khan

Dr. Mark Terkessidis

Diese Publikation entstand im Rahmen des Projekts „Vielheitsplan Kultur – rein praktisch!“. Das Projekt wurde gefördert durch den Fonds Soziokultur aus Mitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien im Rahmen von NEUSTART KULTUR.

Köln, Dezember 2021





Vielheitsplan Kultur - rein praktisch!

Wir sind nicht für's Foto da, aber auch.



Inhaltsverzeichnis

- 6 **Vielheitsplan Kultur – rein praktisch!**
von Elizaveta Khan
- 16 **Vision und Alltag**
von Dr. Mark Terkessidis
- 20 **Der Vielheitsplan – in unserem Projekt**
Unsere Erfahrungen
- 38 **Kunst als Befreiung**
von Alexander Estis
- 44 **Gegen die Monotonie der Kunst. Zur Vielheit im Kulturbetrieb**
von Alexander Estis
- 48 **Zehn Anregungen für eine Demonotonisierung des Kulturbetriebs**
von Alexander Estis
- 60 **Glossar**



Vielheitsplan
Kultur – rein praktisch!
von Elizaveta Khan

Zu Beginn möchte ich verschiedene Perspektiven eröffnen, nicht durch einen wissenschaftlichen oder praxisbezogenen Input, sondern durch Geschichte und Geschichten aus dem Leben.

Warum Geschichten?

Mely Kiyak sagte in ihrer Rede¹ die folgenden Worte:

„Geschichten erzählen bedeutet ja eigentlich Menschen zu erzählen. Oder das Leben versuchen zu begreifen. Insofern fühle ich mich sehr verwöhnt, denn seit ich hören kann, hörte ich Geschichten vom Leben, Lieben und Sterben.“

Und auch in all den Diskursen um Teilhabe und Teilnahme geht es nicht um Zahlen oder Begriffe. Es geht um Menschen und um Lebenswirklichkeiten. Daher ist Geschichte, sind Geschichten der beste Weg, in diese Diskurse einzusteigen.

Zunächst einmal möchte ich Euch Lesende einladen, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Warum?

Weil wir uns zunächst dessen bewusst werden müssen, dass „weiße Europäer_innen und Nordamerikaner_innen die Welt nicht nur militärisch und wirtschaftlich dominierten und dominieren. Sie vermittelten und vermitteln auch kulturell ihre Perspektiven/ Interpretationen und Umgangsweisen, ihr Wissen und ihre Geschichten als wahr und überlegen.“ (Richter 2015, S. 227) Und sie konnten und können bestimmen, welche Lebenswirklichkeit sichtbar wird – und damit auch relevant.

Die folgende Geschichte, die sich an Kinder richtet, habe ich aus dem Buch „Gefangen in der Gesellschaft. Alltagsrassismus in Deutschland. Rassismuskritisches Denken und Handeln in der Psychologie“ von Dileta Fernandes Sequeira adaptiert.

Es war einmal...

... die Welt sehr groß, aber nicht größer als die Welt heute. Die Welt war groß, weil der Mensch sich nicht so weit fortbewegen konnte. Er konnte sich nur zu Fuß bewegen. So konnte er nicht besonders weit kommen. Deshalb blieben die Menschen dort, wo sie waren.

Dann zähmte der Mensch das Pferd, brach seinen Willen und nutzte es zur Fortbewegung. So konnte er reiten und viel weiter kommen, als es zu Fuß möglich gewesen wäre. Später baute er kleine Boote und kleine Wagen ohne Motor.

Abenteuerlust hat jeder. Die Menschen bewegten sich fort – überallhin, wohin sie zu Fuß, mit ihren Pferden, Wagen oder Booten kamen.

Große Boote mit vielen Menschen am Ruder machten es möglich, dass sich die Menschen zu „neuen“ Kontinenten und neuen „Königreichen“ aufmachten. Und so kam es, dass Menschen aus Europa zu neuen Kontinenten fanden. Da es damals keine Grenzen gab und keine Pässe, sind die Europäer einfach in diese Gegenden eingereist. So kamen sie mit anderen Menschen, Tieren, Gewürzen, Stoffen, Steinen und Metallen in Kontakt. Sie trieben Handel mit diesen Menschen. Sie kauften Seide, Gewürze, Porzellan, Stoffe und Tabak. Die Europäer lernten Menschen kennen, die ganz anders aussahen und anders sprachen als sie. Die Hautfarben der Menschen nannten sie schwarz, gelb oder rot. Ihre eigene Hautfarbe nannten die Europäer weiß. Warum? Das weiß niemand wirklich genau. Denn eigentlich waren sie doch rosa gefärbt.

1 Dankesrede, Kurt-Tucholsky-Preis 2021

Irgendwann begannen sie zu denken: „Warum sollen wir diese Sachen eigentlich kaufen? – Wir nehmen sie uns einfach. Wir transportieren Menschen, damit sie woanders für uns arbeiten.“ Diese Leute nannten sie Sklaven. Viele Menschen starben, weil sie sich vor den Krankheiten der Europäer nicht schützen konnten. Damals gab es keine Impfungen. Irgendwann bekamen die Europäer ein schlechtes Gewissen. Sie waren Christen und in der Bibel stand, dass in den Augen Gottes alle Menschen gleich sind. Sie wollten die Sklaven aber weiter ausbeuten. Sie taten so, als ob es verschiedene „Menschenarten“ gäbe. Sie schrieben Bücher, in denen stand, dass eine rosafarbene Art eine bessere Art sei.

Die Roten, die Schwarzen und die Gelben, das sind die schlechteren Menschenarten, sagten sie. So dachten sie, dass sie diese Menschen und die Länder, in denen sie lebten, weiter ausbeuten dürften. Sie haben schlimme Sachen getan. Sie haben viele Menschen umgebracht. Sie haben ganze Länder ausgebeutet und kaputtgemacht.

Dann wurde der Motor erfunden. Wagen, Züge und Boote konnten sich weiter bewegen. Dadurch konnten die Europäer mehr zerstören, um mehr Geld für sich zu bekommen. Im 18. Jahrhundert war das Zeitalter der Aufklärung und die Demokratie entwickelte sich in Europa. Man begann, die Menschenrechte in Europa zu schützen. Die Orte, in die die Europäer eingedrungen waren, nannte man Kolonien. In ihnen wurden die Menschenrechte nicht beachtet. Die Menschen dort wurden sehr brutal behandelt.

Irgendwann war es dann nicht mehr in Ordnung, Kolonien und Sklaven zu haben. Die kolonialisierten Länder begannen, gegen die Europäer zu kämpfen. Kolonien wurden aufgelöst. Autos, Schiffe und Flugzeuge halfen Menschen, sich sehr schnell und sehr weit fortzubewegen. Die Menschen aus den kolonialisierten Ländern fingen an, sich in Richtung Europa zu bewegen. Das gefiel den Europäern nicht und sie begannen, ihre Grenzen zu schließen.

Warum habe ich diese Geschichte gewählt?

Ich finde, sie zeigt auf, wie selbstverständlich die weiße Bevölkerung ganze Kontinente gewaltsam besetzte, die Menschen vor Ort unterdrückte, versklavte und ermordete.

Und sie zeigt auf, dass die Kolonialisierung auf einer rassistischen Weltvorstellung basierte. Außerdem illustriert sie die Auswirkungen der Kolonialisierung auf das Heute. Denn die geschaffenen Fakten wirken bis in unsere Zeit fort, beispielsweise in Form von Grenzen oder dem System der wirtschaftlichen Abhängigkeit und Verschuldung von Staaten.

Und vor allem in einem Blick auf die Welt aus der weißen und eurozentrischen Perspektive. Wir können festhalten, dass die historisch etablierten Macht- und Gewaltverhältnisse das Erbe des Kolonialismus sind und dass sie bis heute fort dauern.

Das ist die Eigenschaft von Geschichte – sie ist nie abgeschlossen, sondern durchwirkt das Gestern, das Heute und das Morgen. Daher sind auch die hier nun folgenden Geschichten gültig und aktuell.

Und wenn jemand sagen sollte, das seien Einzelfälle, kann ich nur entgegnen: Sich auf Einzelfälle zu beziehen, das ist der Sinn unserer Arbeit. Es geht zwar nicht darum, jeder Person unter die Arme zu greifen; es geht bei unserer Arbeit jedoch darum, solche Strukturen und eine solche Atmosphäre zu schaffen, wo jede Person sein kann, wer sie will. Die folgenden Geschichten sind dafür repräsentativ; sie bieten überdies eine Möglichkeit, Raum für neue Perspektiven zu schaffen. Denn es sind unsere Realitäten und unsere Geschichten.

Werfen wir also einen Blick auf das Heute. Ich möchte mit Ihnen und Euch Geschichten teilen, die uns in der Praxis begegnen. Außerdem greife ich wieder auf Geschichten aus dem Buch von Dileta Fernandes Sequeira zurück.

Als ich unter der Dusche stand, bemerkte ich, dass meine Haut wieder spröde geworden war. Meine Hautärztin hatte beim letzten Gespräch gesagt: „Das liegt daran, dass Ihre Haut nicht weiß und nicht schwarz ist, das liegt an der Vermischung.“ Ich dachte mir: „Das liegt daran, dass meine Großmutter von deutschen Soldaten vergewaltigt wurde, nachdem Generalleutnant Lothar von Trotha den Befehl gegeben hatte, die Herero und Nama vollständig zu vernichten.“ Die Geschichte des Rassismus ist mir in die Haut geschrieben.

Ich bin weiße Deutsche. Es gibt Menschen, die viel Schlimmeres erleben und dadurch traumatisiert sind. Sie sind aber mutig und haben gelernt, mit ihrer Traumatisierung zurechtzukommen. Wenn sich jemand rassistisch angegriffen fühlt, sollte er sich wehren. Es gibt nichts anderes zu tun. Ich finde, dass wir Deutsche hart gearbeitet haben, und es darf uns gut gehen. Ich reise viel und werde überall gut behandelt. Ich genieße dieses Privileg. Es gibt Länder, die viel schlimmer mit ihren Bürgern umgehen – im Vergleich geht es den Ausländern hier sehr gut. Ich weiß nicht, worüber sie sich beschweren und warum sie alles übertreiben. Rassismus ist nicht mein Problem. Uns geht es gut in Deutschland. Wir haben keinen Krieg mehr. Wir haben genug zu essen. Und trotzdem machen wir das Leben kompliziert. Muss ich alle Empfindlichkeiten akzeptieren? Manchmal ist der Verkäufer auch blöd zu mir. Außerdem bin ich mit meinem Leben sehr beschäftigt. Ich habe keine Kapazitäten, mich da zu vertiefen, mich um Rassismus zu kümmern.

Einsamkeit, Isolation, tägliche Erfahrungen von intersektionaler Diskriminierung, Gewalt und ungleiche Machtverhältnissen sind in öffentlichen und privaten Räumen gegenwärtig. Die unmittelbare Folge ist, dass sich Menschen entmenschlicht fühlen – durch mangelnden Respekt, fehlende Anerkennung und verhinderte Sichtbarkeit; dies wiederum kann sogar zu Mord und Selbsttötung führen.

Es ist furchtbar, dass wir nicht wir selbst sein und unser Leben in Frieden leben können, sondern von offiziellen Stellen beurteilt werden müssen – und dass wir deren Erlaubnis oder Zustimmung brauchen, um uns zu unseren Identitäten berechtigt zu fühlen. Es ist furchtbar, dass wir die ganze Zeit kämpfen müssen – ohne Garantie auf Erfolg. Und es ist furchtbar, dass Leiden zu unserem Alltag gehört, denn das hat kein Mensch verdient. Selbst wenn wir es schaffen, zu uns zu stehen und kleine Inseln der Sicherheit und Akzeptanz zu finden, kann dies zwar Heilung begünstigen, doch die Erfahrung von Diskriminierung wird uns unser ganzes Leben begleiten.

Und nicht nur uns selbst, sondern auch unsere Nachfahren, in Form generationenübergreifender Traumata – da wir die Erfahrungen unserer Vorfahren erben.

Weißt Du Lisa, sobald ich erzähle, dass ich Jüdin bin, erklären mir alle, dass sie während der Zeit des Nationalsozialismus Jüdinnen und Juden versteckt haben. Ich denke mir dann, so viele Jüdinnen und Juden gab es gar nicht, dass ihr sie hättet alle verstecken können. Meine Familie ist mir genommen worden, meine Geschichte ist mir genommen worden, auf vielfältige Art und Weise, brutal, endgültig. Und nicht mal diese eine Geschichte, dass ich Jüdin bin, können sie mir lassen. Warum wollen die Deutschen immer alles bewältigen? Vor allem: Wie wollen sie diese Geschichte bewältigen?

Ich bin Deutsche. Schon als Kind habe ich mich für Ausländer interessiert. Ich fand sie schön, toll, interessant. Ich wollte auch eine dunkle Hautfarbe haben. Meine Mutter hat dann gesagt, dass weiße Hautfarbe besser sei, weil Menschen mit dunkler Hautfarbe es nicht so einfach hätten. Ich habe das damals nicht verstanden. Ich bin viel gereist, wurde überall gut aufgenommen und habe während meiner Aufenthalte im Ausland viele Freundschaften geschlossen. Für mich sind diese ausländischen Freunde – oft aus ehemaligen kolonialisierten Ländern – ganz normal. Ich habe sie nicht als Schwarze betrachtet. Ich bin immer gespannt, wenn ich Ausländer sehe. Ich werde neugierig und will wissen, wo sie herkommen und so weiter. Das hat für mich sofort einen positiven Effekt. Ich gehe höflich und respektvoll mit ihnen um. Dass es uns in Deutschland gut geht auf Kosten anderer, darüber habe ich mir nie Gedanken gemacht. Ich habe diese Verhältnisse nicht geschaffen. Ich genieße es, dass es mir hier gut geht. Zunehmend mache ich mich aber Gedanken: Ist das alles gerecht? Was soll ich tun?

Und dann schaue ich mich um und denke: Sie haben uns geholt, die Kontingentgeflüchteten, die Aussiedler:innen, die Gastarbeiter:innen und dann wieder die Spätaussiedler:innen, dann all die geflüchteten Menschen aus dem Irak, aus Afghanistan, aus Syrien, dazwischen die EU-Osterweiterung, wer schuftet denn hier die ganze Zeit? Wie ertragen wir das alles? Wie können wir dieses Land lieben?

Ich bin ein Mensch mit Migrationsvordergrund. Ich habe mein Land als wertvolle, selbstbewusste und weltoffene Akademikerin verlassen, um als wertlose Ausländerin in Deutschland anzukommen. Heute weiß ich, was damals mit mir los war. Damals wusste ich es nicht. Ich habe meine Vitalität verloren. Es waren die subtilen Erfahrungen des Ausgrenzens, das Racial Profiling, zum Beispiel am Flughafen oder am Bahnhof, und die viele täglichen Portionen des Rassismus, die mich geschwächt haben. Viele Erfahrungen, viele Gefühle, die niemand verstanden hat, die auf Widerstand gestoßen sind und heute noch auf Widerstand stoßen.

Grundsätzlich muss sich die Gesellschaft ändern, von überholten Rollenbildern ablassen und sich grundlegend strukturell anders aufstellen, damit Stimmen und Perspektiven gesehen und gehört werden können. Die ganze Gesellschaft sollte ein safer space sein. Mit unseren selbstorganisierten Räumen versuchen wir, dieses Ideal zu leben. Besonders für migrierte LSBTIAQ+ of Color ist es sehr wichtig, Anlaufstellen zu haben.

Queer zu sein, eine Person of Color zu sein und eine Migrationserfahrung durchlebt oder eine Flucht hinter sich zu haben, bedeutet eine riesige Herausforderung. In ein neues Land zu kommen, von dem du gar nichts weißt, und zu versuchen, ein neues Leben zu beginnen oder einfach nur zu überleben, weil du dein Zuhause verlassen musstest – das kann hart sein.

Was zeigen uns diese Geschichten? Warum ist es mir wichtig, sie hier zu erzählen? Es geht mir nicht darum, Studien, Konzepten, Methoden, wissenschaftlichen Praxen ihre Berechtigung zu entziehen. Aber es ist mir ein Anliegen, dass wir unsere Weltsicht reflektieren. Dass wir uns darüber im Klaren sind: Eine Weltsicht, die Geschlecht und Geschlechtsidentitäten, kulturellen Hintergrund, Hautfarbe, Ethnizität und soziale Klasse nicht berücksichtigt, kann keine realitätsnahe Weltsicht sein.

Intersektionalität ist nicht nur das Konzept sich verschränkender und gegenseitig bewirkender, miteinander und gegeneinander agierender Diskriminierungsformen. Unsere Welt ist Intersektionalität. Deshalb ist eine Weltsicht, die Geschlecht und Geschlechtsidentitäten, kulturellen Hintergrund, Hautfarbe, Ethnizität und soziale Klasse berücksichtigt, eine realistische.

Die große Challenge ist: Wie können wir diese Lebensrealitäten in produktive Veränderungskonzepte einbinden?

Wir sind nicht fürs Foto da,

aber auch.

Unsere Realität als Sozialarbeiter*innen bringt uns mit Menschen zusammen, die sonst immer nur Zielgruppen sind. In der Kultur aber, verstanden als soziale Praxis der Weltdeutung, fühlen wir uns dem Menschen verbunden.

Durch Vielheit geprägte Begegnungen, im Grund also alle Begegnungen, erzeugen sowohl Empfindungen von Gleichheit als auch Gefühle der Differenz. Das Zusammendenken von Gleichheit und Differenz ist demnach auch Herausforderung. Einerseits sollen Unterschiede nicht negiert werden, andererseits muss Diversität lebbar sein. Deswegen war es uns ein Anliegen, in unserem Projekt den Mehrwert und die Relevanz gelebter Vielfalt durch einen multiperspektivischen Vielheitsplan praktisch umsetzbar zu machen. Dabei konzentrierten wir uns auf den Bereich der Kultur. Denn in der Konzentration auf kulturelle Projekte sahen und wir die Chance eines multiperspektivischen Zugangs und der für die Umsetzung notwendigen Interdisziplinarität.

Im Sinne solch eines multiperspektivischen, interdisziplinäres Anliegens beziehen wir folgende Gesichtspunkte in die Beschreibung soziokultureller Projekte ein:

- Verschiedene Ausdrucksformen (Literatur, Kunst, Musik, Tanz etc.)
- Verschiedene Berufsfelder (Regisseurin, Bühnenbildner, Schauspieler:in*, Tänzer:in etc.)
- Verschiedene Mit-Zielgruppen (wie z.B. in Kinder- und Jugendprojekten)
- Verschiedenes Wissen und verschiedene Zugänge zur Welt und zur Gesellschaft
- Verschiedene Strukturen und Hierarchien in und außerhalb der durchführenden Organisationen

Wenn verschiedene Menschen – und Menschen sind immer verschieden – zusammenkommen, um etwas Gemeinsames zu gestalten, brauchen wir Wahrnehmung und Repräsentation, Interesse an- und füreinander, verschiedene Kanäle und Kommunikationsformen – sowie einen Plan. Einen Vielheitsplan. Verstanden als ein demokratisches Instrument, um Macht und Ressourcen zu teilen. Und eine Form der Kommunikation zu etablieren, die den Realitäten einer Vielheitsgesellschaft gerecht wird.

Dr. Mark Terkessidis hält in diesem Zusammenhang fest: „Die Gesellschaft benötigt Vielheitspläne, die sich an den unterschiedlichen Voraussetzungen, Hintergründen und Referenzrahmen aller Individuen orientieren.“

Dabei meint „die Gesellschaft“ uns als Personen, die mit verschiedenen Interessen versuchen, miteinander im Gespräch zu bleiben, Realitäten zu übersetzen, Wirklichkeiten zu beschreiben. Wir fragen uns daher, was unser Beitrag zu einer gerechteren und offenen Gesellschaft sein kann. Wir sind gerne mit Menschen zusammen, hören und teilen unsere Geschichten, unterstützen andere beim Zurechtkommen. Uns alle verbindet der Wunsch nach Beisammensein, Respekt, Repräsentation, Freiheit, Fairness, Frieden, Ankommen und Sinn. Und wir alle haben verschiedene Ideen, Gedanken, Fantasien, Fragen – dazu, was wir sind und was wir wollen. Wir engagieren uns für eine rassismusfreie und diversitätssensible Gesellschaft, für die Achtung der Menschenwürde. Aber wir haben in den meisten Fällen schlichtweg zu wenig Zeit. Deswegen brauchen wir einen Plan, der in die dichte zeitliche Struktur der jeweiligen Projekte passt.

Doch ein wichtiger Aspekt fehlt. Wir sind eine migrantische Organisation. Was heißt das? Das bedeutet, dass 75 Prozent unserer Teammitglieder aus einem anderen Land kommen, dass 50 Prozent eine nichtdeutsche Staatsbürgerschaft haben, dass 100 Prozent mehr als eine Sprache sprechen, dass 50 Prozent als Kinder und Jugendliche viele Zugänge und Ressourcen zur Bildung und Kultur hatten, dass 50 Prozent studiert haben, dass 80 Prozent in Armut gelebt haben, dass 90 Prozent nur befristete Verträge haben, dass eine Planung der Ressourcen fast unmöglich ist, dass die klare Haltung immer schwieriger wird – je nachdem, welche Abhängigkeiten bestehen – und dass 90 Prozent von uns die Erfahrung des Heimwehs, des Andersseins, der Verbundenheit miteinander und des Misstrauens uns gegenüber teilen.



Wir brauchen also einen Plan und eine klare Vision, was wir wollen.

Wie können wir Vielheit praktisch und vor Ort gestalten? In unserem Projekt wollten wir unterschiedliche Wege der Umsetzung eines Vielheitsplans beschreiten und beschreiben. Für das Projekt sind wir verschiedene Kooperationen mit unterschiedlichen Kulturinstitutionen und Kulturprojekten eingegangen: dem Rautenstrauch-Joest-Museum Köln, der Akademie der Künste der Welt, dem KUNTS e.V., dem Kölner Verlag parasitenpresse sowie dem Projekt „BREATHE!“ von Erasmus+ mit den Organisationen Alter Natives (Frankreich), Vision Sud Sénégal (Senegal), Caritas der Erzdiözese Wien – Hilfe in Not (Österreich), InsightShare Ltd (UK) und Afropean Project (Belgien) sowie dem Projekt „Roots INTERaktion“.

Bei der Arbeit an den eigenen Strukturen wurden wir von Dr. Mark Terkessidis begleitet. Im Fokus stand hier das Konzept des Ver-Lernens und des Kennenlernens. Wichtigste Voraussetzung für eine organisationsinterne Veränderung war eine klare Kommunikation und das Einbinden der Realitäten vor Ort. Jede Person in der Organisation hat ihre Vorstellung davon, was ein guter Ort zum Arbeiten und für das Engagement ist. Zentral war es daher auch, Raum zu schaffen für diese Ideen und Bedarfe, für Kommunikation und Informationsweitergabe, aber auch für eine Akzeptanz von Grenzen und Ressourcenbeschränkungen.

Eine weitere Problematik stellten die Rahmenbedingungen dar, in denen migrantische Organisationen stecken. Der Beitrag von Dr. Mark Terkessidis fasst die Spannungen und „Gefängnisse“ zusammen, in denen wir in der Praxis verhaftet sind.

In der vorliegenden Handreichung Publikation beschreiben wir die jeweiligen Kooperationsprojekte sowie die im Zuge ihrer Durchführung entstandenen Gedankengänge. So formulieren wir unsere Erfahrungen und leiten daraus unsere Rückschlüsse ab.

Dabei haben wir Unterstützung von Alexander Estis bekommen. Alexander Estis verfasst Essays, Glossen und Kolumnen für Deutschlandfunk Kultur, Frankfurter Rundschau, Neues Deutschland, Berner Zeitung, die Unabhängige Zeitung Moskau u.a. Einen Schwerpunkt seiner kolumnistischen und essayistischen Arbeit bilden Kulturpolitik und Kulturbetrieb.

Unsere Hoffnung ist es, aus der Praxis zu lernen, Einblicke in die Arbeit vor Ort zu geben und Handlungsoptionen für andere Einrichtungen zu entwickeln.

Sprache und Begriffe

Die Schreibenden lieben die deutsche Sprache. Es fällt uns nicht schwer, uns zu artikulieren. Die deutsche Sprache ist aber nicht unsere Muttersprache und zu unseren Biografien gehörte das Deutschlernen wie auch das Deutschlehren. Deswegen wissen wir um die Macht der Sprache. Und wir haben die Erfahrung, dass Schreiben mit komplizierten Worten und Sätzen Sachverhalte gut zusammenfassen kann. Oft aber so, dass Lesende den Gedankengängen nicht gut folgen können. Deswegen haben wir verschiedene Formen der Dokumentation gewählt, um unsere Gedanken nachvollziehbar zu machen.

Feste Begriffe sind einerseits eine Möglichkeit, die diverse Realität auf den Punkt zu bringen, andererseits werden gerade Menschen mit festen Begriffen mehr schlecht als recht abgebildet. Daher nehmen wir uns die Zeit und so viele Wörter wie nötig, um zu beschreiben, was wir beobachtet haben und wer in die Prozesse eingebunden war.

Was war los im Projekt?

Mit dem *Rautenstrauch-Joest Museum Köln* arbeiteten wir im Rahmen der Ausstellung „Resist! Die Kunst des Widerstands“ zusammen. Die folgenden Fragen haben wir dabei diskutiert: Wie kann eine Zusammenarbeit der Institution „Museum“ mit migrantischen Organisationen gestaltet werden? Wie können sich Initiativen in Institutionen einbringen?

Mit der Akademie der Künste der Welt kooperierten wir im Rahmen von deren „partizipativem Stipendienprogramm“. Der folgenden Frage sind wir dabei nachgegangen: Wie können Ideen von migrantischen Organisationen in etablierte Strukturen wie beispielsweise Stipendiatenprogramme eingebracht werden? Und wir haben zusammen die Bundesmigrat:innenwahl mit dem Netzwerk „Die Vielen NRW“ organisiert.

Gemeinsam mit dem KUNTS e.V. und dem Verlag *parasitenpresse* führten wir das Europäische Literaturfestival Köln-Kalk durch und begleiteten dieses mit Evaluationsfragen: Wie kann Projektarbeit mit unterschiedlichen Akteur:innen und unterschiedlichen Zugängen zu Kunst gestaltet werden? Wie wird Vielfalt nicht nur „plakativ“, sondern auch strukturell einbezogen und abgebildet?

Im Rahmen des Projekts „BREATHE!“ von Erasmus+ arbeiten wir mit Organisationen aus Frankreich, Belgien, Großbritannien, Österreich und dem Senegal zusammen. Wir wollen verstehen: Wie können Projekte auf europäischer Ebene durch Neue Deutsche Organisationen mitgestaltet werden? Wie sehen Zugänge zu europaweiten Projekten für migrantische Organisationen aus? Im Sommer haben wir dazu eine Kundgebung mit einer Theaterperformance initiiert. Mit „Back to Benin City“ haben wir uns zu den Restitutionsforderungen positioniert und den zivilgesellschaftlichen Stimmen einen Raum gegeben.

Mit „Roots INTERaktion“ haben wir die Theater-Performance ROOTS! In öffentlichen Räumen auf die Bühne gebracht. Im Anschluss an die Theateraufführungen hat sich das Ensemble und die künstlerische Leitung sowie Engagierte aus der Zivilgesellschaft mit den Zuschauer:innen über die Performance und das Projektthema „struktureller Rassismus“ ausgetauscht. Damit wurde ein interaktives Format geschaffen, bei dem Menschen die Möglichkeit hatten, sich unabhängig ihres sozialen Status und ihrer kulturellen Identität in öffentlichen Räumen in Köln im Rahmen der Präsenzveranstaltung zu begegnen.



Vision und Alltag

von Dr. Mark Terkessidis

Die Vereine, Einrichtungen und Projekte von und für Personen mit Migrationshintergrund oder BPOC waren und sind eine hybride Angelegenheit. Sie pendeln zwischen Selbsthilfe, zivilgesellschaftlichem Engagement und der freien Trägerschaft von im weitesten Sinne sozialarbeiterischen Tätigkeiten (Jugendhilfe, Beratung, Integrationsangebote etc.). In ihren Aktivitäten sind diese Organisationen unentwegt konfrontiert mit gänzlich anderen Einrichtungen, deutlich größeren Organisationen eines bürokratischen Typs wie vor allem Behörden, aber auch Bildungs- und Kultureinrichtungen. Diese größeren Organisationen sind gewöhnlich Teil des Staates oder staatlich finanziert. Die Zusammenarbeit sorgt für eine erhebliche Reibungsfläche, die sich aus der Unterschiedlichkeit der Einrichtungen und auch aus dem gewöhnlich auftretenden Machtgefälle ergibt. Die Frage ist, wie diese Reibungsfläche zu verringern wäre in einer demokratischen Gesellschaft, in der ja alle Organisationen für die Durchsetzung von rechts- und sozialstaatlichen Prinzipien stehen sollen.

Eigentlich müssten die genannten Akteure an einem Strang ziehen. Dem Selbstverständnis nach engagieren sich etwa die 130 Einrichtungen unter dem Dach des Netzwerkes der „Neuen Deutschen Organisationen“ für „mehr Sichtbarkeit, Teilhabe und Chancengerechtigkeit“. Hier werden also die rechtsstaatlichen Gleichheits- und Gleichbehandlungsgebote eingefordert, für deren Gewährleistung die Behörden oder Bildungs- und Kultureinrichtungen per se zuständig sind. In der Realität allerdings erweist sich der institutionelle Bereich teilweise als problematisch: In den letzten Jahren wurde medienwirksam diskutiert, dass Menschen mit Migrationshintergrund oder BPoC in Ämtern, Theatern oder Schulen teilweise institutionell, teilweise individuell diskriminiert werden. Daher wären die „neuen“ Organisationen ein wichtiges Korrektiv. Doch sie können in ihrem Einsatz gegen Diskriminierung zurzeit kaum effektiv sein. Sie fungieren gewöhnlich als Auftragnehmer:innen zumal der Ämter und werden angesichts der Geldzuwendungen von diesen als Einrichtungen betrachtet, die für die speziellen Bedürfnisse der sogenannten Zielgruppe zuständig sind und eben nicht für „Chancengerechtigkeit“ im Allgemeinen.

Diese Sichtweise verhindert, dass die Selbstorganisationen ihre eigentliche Rolle erfüllen können. Das Subsidiaritätsprinzip besagt, dass der Staat die Selbsthilfe seiner Bürger:innen wertschätzen und unterstützen soll – ohne selbst beeinflussend oder konkurrierend einzugreifen. In den letzten Jahrzehnten ist dieses Prinzip aber systematisch ausgehöhlt worden: Die freien Träger:innen – seien es die großen wie Caritas, Diakonie, Arbeiterwohlfahrt, der Paritätische als Dachorganisationen oder die Myriaden von kleinen Organisationen – sind immer mehr zu Dienstleistern für die staatlichen Stellen geworden, die zudem miteinander im Wettbewerb stehen. Über die Tätigkeiten wird eine starke Kontrolle ausgeübt – durch ausufernde Abrechnungs- und Berichtsmodalitäten, Wirkungsmessungen oder fremdgesteuerte Evaluationen. Der Mangel an Unabhängigkeit macht es sehr schwierig für die stark wertorientierten, „neuen“ Organisationen, ihre Werte tatsächlich zu leben und im Hinblick auf Diskriminierung als Korrektiv für die staatlichen Institutionen zu wirken. Der partnerschaftliche Aspekt der Subsidiarität und die Vertiefung und Weiterentwicklung der demokratischen Rechte sind blockiert.

In der konkreten Zusammenarbeit stehen sich darüber hinaus zwei Organisationslogiken gegenüber, die die US-Psychologen Daniel Katz und Robert Kahn in ihrer klassischen *Social Psychology of Organizations* als „expressiv“ und „instrumentell“ bezeichnet haben. In den expressiven Aktivitäten, die sich maßgeblich in den „neuen“ Organisationen finden, beziehen die Mitarbeitenden die Belohnung für ihre Arbeit weniger aus der (ohnehin zumeist schlechten) Bezahlung, sondern vielmehr durch die Tätigkeit selbst, in der sich die Werte ihrer Organisation und die eigenen Werte verkörpern. Obwohl die Arbeit zeitlich ausufernd und oft auch psychisch belastend ist, bleiben die Personen hochgradig motiviert, weil sie Menschen in schwierigen Lebensumständen helfen und zugleich auch für deren bessere Repräsentation sorgen. Gleichzeitig werden die Einrichtungen der „Selbsthilfe“ selbst zu „anderen“ Orten, zu Willkommensräumen, in denen die demokratischen Rechte durch Austausch, Vernetzung oder Unterstützung der individuellen Entfaltung konkret gelebt werden.

Die Behörden, Bildungs- und Kultureinrichtungen (wobei die Letztgenannten ja abgesehen vom künstlerischen Bereich in der Kultur ebenfalls behördlich organisiert sind) werden dagegen überwiegend von instrumentellen Motiven gesteuert. Zweifellos gibt es auch hier idealistische Personen, die an Veränderung mitwirken, doch mehrheitlich werden die Leistungen bestimmt durch den Wunsch nach Jobsicherheit, geregelten Arbeitszeiten und Einkommen. Die Tätigkeiten zielen entsprechend auf die Befolgung von Regeln und die Herstellung von Berechenbarkeit. Die „Klienten“ spielen per se nicht die wichtigste Rolle, denn deren Sanktionierungsmacht ist gering. Höchste Relevanz hat die Vermeidung von Fehlern, denn solche Fehler können interne Sanktionen nach sich ziehen, zumal was die Position innerhalb der Behörde betrifft. In diesem Sinne ist auch klar, dass Innovation in diesen Strukturen schwer zu gestalten ist.

Die instrumentelle, primär nach innen gerichtete Orientierung vieler Mitarbeitender in Behörden, Bildungs- und Kulturinstitutionen bringt es quasi von selbst mit sich, dass der Personenkreis, der von „neuen“ Organisationen vertreten wird, hauptsächlich als Objekt angesehen wird, als Objekt von Maßnahmen zur „Integration“. Die deutschen staatlichen oder staatsnahen Einrichtungen arbeiten seit jeher mit äußerst normativen Vorstellungen: Es gibt eine starke Idee von der „normalen“ Klientel, die die richtigen Voraussetzungen mitbringt, das richtige Benehmen, das nötige Vorwissen, die korrekten Unterstützungsmöglichkeiten, die adäquate Kunstvorstellung – alle anderen erscheinen als Abweichungen, die einer Sonderbehandlung bedürfen und somit zum Gegenstand aller möglichen Maßnahmen werden. Der Bias zugunsten des akademischen Mittelstandes deutscher Herkunft ist überall spürbar.

Um auf die eingangs formulierte Frage zurückzukommen: Wie wäre die Reibungsfläche zu verringern? Tatsächlich erscheint das nicht leicht, weil es kaum Problemeinsicht gibt. Für die „neuen“ Organisationen ist zwar klar, dass sie unter Abhängigkeit, Wettbewerbsdruck, Ressourcenknappheit, Zeitnot und einem Mangel an Struktur leiden, aber das Problem wird selten auf der politischen Ebene angegangen. Tatsächlich ist es schwierig, zusammen mit anderen Wettbewerbern wie etwa den Wohlfahrtsverbänden eine politische Front aufzubauen, da in Sachen Fördergelder sozusagen niemand die Hand beißen möchte, die einen füttert. Über das Problem auf politischer Ebene zu sprechen, bliebe allerdings primäres Ziel. Das Subsidiaritätsprinzip braucht eine Neudefinition – die Organisationen der Selbsthilfe sollten mehr Unabhängigkeit haben und der Kontakt mit den Behörden sollte partnerschaftlich gestaltet werden.

Eine solche Neudefinition würde die Grundlage für eine Veränderung der Haltung in den behördlichen Strukturen bilden. Die derzeitige Sichtweise, die Personen mit Migrationshintergrund und BPoC (zumal wenn sie formal Ausländer:innen sind) häufig zu Objekten macht, kollidiert ja immer öfter mit der Wirklichkeit. Die verzerrte Wahrnehmung verursacht Störungen in den Arbeitsabläufen sowie Diskriminierung. Die Kollaboration mit den „neuen“ Organisationen würde ein besseres Wissen über die Bevölkerung und die unterschiedlichen Voraussetzungen, Hintergründe und Referenzrahmen der Individuen ermöglichen und damit auch quasi technisch ein besseres Arbeiten bedeuten. Es wäre also ganz im Eigeninteresse der Institutionen, sich auf die Zukunft hin neu auszurichten. Und wenn wir uns über die bald maßgebliche Generation der sogenannten Millenials wissen, dann Folgendes: Sie haben wenig Bereitschaft, sich in sinnlosen Arbeitsroutinen aufzureiben, und sie verachten Diskriminierung.



Der Vielheitsplan – in unserem Projekt

Unsere Erfahrungen



Institutionen sind gläsern von außen, aber aus Beton von innen: Wie lange es dauerte, bis wir wussten, wer was macht

Wenn eine kleine Organisation mit einer großen Organisation eine Kooperation eingeht, wird diese oft in Form von Projekten ausgeführt. So wird beiden Organisationen nicht ersichtlich, wer welche Rolle in der Organisation spielt, wer was entscheiden kann, wer für welchen Bereich die Ansprechperson ist. Auf diese Weise werden zwar Projekte umgesetzt, aber auch wenn die Kooperationsorganisationen divers sind, ist die Wirkung auf die dauerhaften Gesamtstrukturen der Einrichtungen eher geringfügig. Das liegt vor allem auch an der mangelnden Zeit oder auch dem fehlenden Willen, sich für bestimmte Prozesse mehr Zeit zu nehmen.

Ressourcen: Wer hat wann Zeit, das alles zu lesen und die Informationen einzuholen?

Die Mitarbeiter:innen kultureller Institutionen sind durch den Regelbetrieb stark eingebunden; sie haben nur geringe zeitliche und geistige Kapazitäten für zusätzliche Projekte – und erst recht für strukturelle Veränderungen. Außerdem sind die Verantwortlichkeiten nicht immer klar geregelt oder werden nicht eindeutig kommuniziert. Auch wenn der Wille seitens der Mitarbeitenden einer Institution vorhanden ist, so sind die Ressourcen beschränkt.

Diversität passt nicht in eine Teilnahmeliste und nicht in eine Projektplanung: Vom Spaß und von der Anstrengung, immer flexibel zu sein

Diversität wird bei kulturellen Projekten oft als eine Art „Zutat“ gedacht, die anhand von Teilnahmelisten oder einzelnen Schritten im Projektplan abgearbeitet werden könnte. Die Verwirklichung von Vielfalt erfordert jedoch Flexibilität abseits von starren Abläufen. Diversität darf nicht als ein Element des Projekts gedacht werden, sondern als dessen substantieller Aspekt. Das erfordert eine Lust am Experiment, die nur von innen motiviert sein und von den Mitarbeitenden der Institutionen ausgehen kann, wenn sie mehr als eine Zutat von außen sein soll.

Diversität ist divers: Vom Lösungsdrang und dem Hang zu Checklisten

Oft beherrscht ein Wille, „das Diversitätsproblem zu lösen“ – mithilfe einzelner Gedanken, Pläne und Ideen. Für die Lösung werden Checklisten herangezogen und abgehakt. Selbstverständlich können Checklisten in praktischen Fragen hilfreiche Erinnerungstützen sein. Diversität kann jedoch nicht als eine Herausforderung angesehen werden, die mittels einer Checkliste gelöst werden könnte.

Wir sind für's Foto da: Vom Tokenism als Instrument für mehr

Es ist eine Gratwanderung, die oft zu Verunsicherung bei den jeweiligen Kulturinstitutionen führt: Wie macht man einerseits Diversität sichtbar, ohne andererseits dem „Tokenism“ zu verfallen und Personen für die Darstellung der eigenen Vorbildlichkeit in Sachen Diversität zu vereinnahmen? Hier ist ein offener Umgang wichtig und die Ermöglichung von Selbstbestimmung der Beteiligten zentral.

Geld ist (nie) das Problem: Vom Fordern und Fördern

Oft scheinen im Rahmen kultureller Projekte die besten Ideen vorrangig an der Mittelbeschaffung zu scheitern. Manchmal können fehlende Mittel aber auch als Vorwand dienen, um strukturelle Probleme nicht angehen zu müssen. Andererseits kann auch eine solide Förderung nutzlos sein, wenn keine wirkliche Teilhabe ermöglicht wird, sondern bei Entscheidungen und bei der Mittelverteilung die üblichen Vorgehensweisen beibehalten werden. Deshalb sollte man sich in Fragen der Mittelbeschaffung am Leitsatz orientieren „Wo ein Wille, da auch ein Weg.“ Einerseits sollten die Beteiligten eine umfassende Beratung über die möglichen Förderwege erhalten, andererseits lassen sich viele Projekte auch mit kleinem Budget durchführen. Wesentlich bleibt aber die monetäre Anerkennung aller Beteiligten und die gerechte Verteilung der Mittel.

Unsere Folgerungen und Forderungen

- » **Soziale Gerechtigkeit ermöglichen:** Eine faire und gerechte Gesellschaft schaffen wir nicht mit Projekten. Das ist unmöglich – und dazu sind Projekte auch gar nicht gedacht. Deswegen fordern wir, dass die Gesellschaft und der Staat die Verantwortung übernehmen. Die Beschränkungen jener Tätigkeiten und Aktivitäten, die unsere Gesellschaft zusammenhalten, können nicht durch einjährige Projekte nachhaltig aufgehoben werden. Wir erleben eine Verschärfung sozialer Ungleichheiten, wir beobachten eine Vergrößerung der Kluft zwischen Arm und Reich. Die Ausgrenzung sozialer Gruppen und Milieus vom Zugang zu materiellen und immateriellen Gütern ist real. Hier ist die Gesellschaft als ganze, insbesondere aber der Staatsapparat gefragt, sowohl sich selbst zu wandeln als auch gesamtgesellschaftlichen Wandel anzustoßen.

- » **Strukturellen Wandel von innen her anstoßen:** Kulturelle Institutionen müssen ein Eigeninteresse und deren Mitarbeitende eine innere Motivation entwickeln, Diversität und Teilhabe zu ermöglichen. Nur so können – zumindest solange die Politik nicht hinreichend aktiv ist – entsprechende Organisationen überhaupt angemessen in die Kulturarbeit einbezogen werden.

- » **Investieren, um nicht zu verlieren:** Wir müssen sparen. Aber soziale Unterstützungssysteme und Infrastruktureinrichtungen sind die falschen Bereiche zum Sparen. Wenn staatliche Institutionen sich aus ihrer Verantwortung zurückziehen, schaffen sie nur neue Probleme und gefährden das geistige und physische Wohl von Bürger_innen. Kultur als wichtiger Bestandteil des psychischen Wohlergehens, aber auch als partizipativer Akt muss im Rahmen sozialer und infrastruktureller Finanzierungserwägungen immer mit berücksichtigt werden. Schließlich gilt, wenn es um Finanzen geht: **Eine Investition in die Zukunft kostet Geld, aber keine Investition in die Zukunft kostet noch mehr.**

- » **Recht auf kulturelle Teilhabe im Grundgesetz verankern:** Aus den oben genannten Gründen ist das Recht auf kulturelle Teilhabe für Menschen aller sozialen Klassen, jeder Herkunft, mit jedem Bildungsgrad und jeglichem Aufenthaltsstatus zu gewährleisten. Die Umsetzung von Vielheit kann außerdem nicht dauerhaft gelingen, wenn Kulturarbeit nicht aus der ständigen Sorge um angemessene Finanzierung gelöst wird. Beide Ziele, gesamtgesellschaftliche Teilhabe wie finanzielle Stabilität, können nur durch ein klares Bekenntnis zur Kultur als Staatsräson erreicht werden. **Wir fordern daher im Anschluss an die Initiative „Kultur ins Grundgesetz“ eine entsprechende Anpassung des Grundgesetzes.**

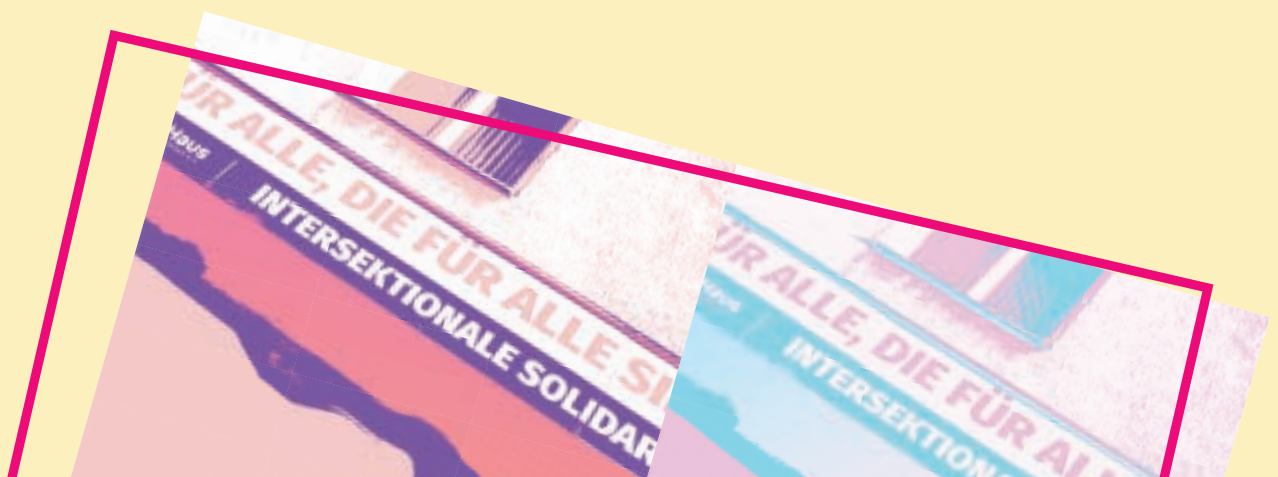
- » Haltung zeigen: Auch den Spagat zwischen leeren Worten auf Papier und den harten Lebensrealitäten vor Ort schaffen wir als kleine Organisationen nicht mehr (lange). Verlust von Integrität führt zur Zerstörung von sozialen Beziehungen und von Sinnhaftigkeit, zu Abwertung und Diskriminierung marginalisierter Gruppen und Personen. Grundwerte, die uns ermöglichen, in Diversität miteinander zu leben, Ressourcen zu teilen, uns gegenseitig Lebensrechte und Lebenschancen einzugestehen, sind in der Auflösung begriffen; das Grundgesetz gerät vielfach in Vergessenheit. Daher fordern wir eine klare Haltung der Verantwortlichen in Legislative, Judikative und Exekutive, also im Parlament, im Gericht und in der Verwaltung: Was für eine Gesellschaft wünschen Sie sich?

Wir selbst möchten nach Kräften dazu beitragen, diese Ziele umzusetzen – ob in beratender Funktion, ob durch gemeinsame Projekte mit Kulturinstitutionen, ob als Räume, die Reflexion und Empowerment ermöglichen. Denn unser wichtigster Anspruch ist: Wir wollen Power Spaces sein. Und das bedeutet, Räume zu bieten, in denen

- die Identität jedweder Person respektiert und nicht in Frage gestellt wird,
- Diskriminierungserfahrungen besprochen werden können,
- Wissen über Diskriminierung erlangt werden kann,
- Menschen Unterstützung und Möglichkeiten bekommen, einen eigenen Umgang mit Diskriminierung zu finden,
- Menschen Anerkennung erfahren und sich der eigenen Fähigkeiten bewusst werden,
- Menschen einen eigenen, kreativen Ausdruck für ihre Erfahrungen finden können,
- Menschen sich vernetzen können,
- marginalisierte Perspektiven sichtbar gemacht werden,
- Solidarität erlebbar gemacht wird.

Unser neuester Raum, der diesen Aufgaben dient, ist der Demokratie-Space in Köln-Kalk. Er kann auch zu einem Raum für kulturellen Austausch werden – unter unserem Motto:

Für eine Demokratisierung des Abendlandes!



Initiative Kultur ins Grundgesetz

Die Freiheit der Kunst wird unter Artikel 5 Abs. 3 des Grundgesetzes geschützt und stellt damit ein Grundrecht dar. Doch Kunst und Kultur können nur frei sein und ihre gesellschaftliche Aufgabe erfüllen, wenn ihnen die dafür notwendige Achtung und Akzeptanz auf bundespolitischer Ebene entgegengebracht wird. Bislang wird die Kulturförderung in weiten Teilen als freiwillige Aufgabe der Länder und Kommunen betrachtet. Wir sind jedoch der Überzeugung, dass der Stellenwert von Kunst und Kultur als ein kollektives gesellschaftliches Interesse grundrechtlich geschützt werden muss. Dies beinhaltet nicht nur den Schutz unseres kulturellen Erbes, sondern auch die Förderung der kulturellen Landschaft in ihrer ganzen Vielfalt.

Kunst und Kultur existieren nicht um ihrer selbst willen, sondern brauchen und suchen den Dialog mit der Bevölkerung, dem Publikum. Jeder Mensch – ungeachtet seiner Lebenssituation oder seiner finanziellen Bedingungen – hat einen Anspruch auf kulturelle Teilhabe. Und obwohl dieses Menschenrecht in der UN-Charta verbrieft ist – zu deren Unterzeichnern die Bundesrepublik Deutschland gehört – sind wir von der Schaffung der dafür notwendigen Chancengleichheit noch sehr weit entfernt.

Von der darstellenden Kunst über Musik, Literatur, bildende und performative Kunst, Film- und Medienkunst bis hin zur Soziokultur produzieren alle Kunstformen mehr als bloßes Vergnügen. Kultur leistet seit dem Beginn der Menschheitsgeschichte in all ihren Ausprägungen einen elementaren Beitrag zur gesellschaftspolitischen Bildung. Sie vermag Gemeinsinn zu stiften und einen Zusammenhalt zu erzeugen. Sie verbindet Menschen, unabhängig von ihrem Alter, Geschlecht oder ihrer ethnischen und sozialen Herkunft, und trägt damit wesentlich zum Erhalt sowie zur Entwicklung unserer pluralistischen Gesellschaft bei. Sie liefert vielfältige Impulse und Denkanstöße zur Willens- und Persönlichkeitsbildung, sie transportiert Wissen und sie fungiert gleichermaßen als Bewahrerin ideeller Güter wie auch als visionäre Gestalterin.

All dies leistet Kultur mit einem Verständnis, das aus ihr selbst erwächst. Ihr Wert lässt sich durch nichts ersetzen und sie ist zweifellos ein Grundpfeiler unserer Gesellschaft. Sie verdient daher einen langfristigen und nachhaltigen Schutz. Gleiches gilt für den uneingeschränkten Zugang der Bevölkerung zu Kunst und Kultur.

Wir fordern daher:

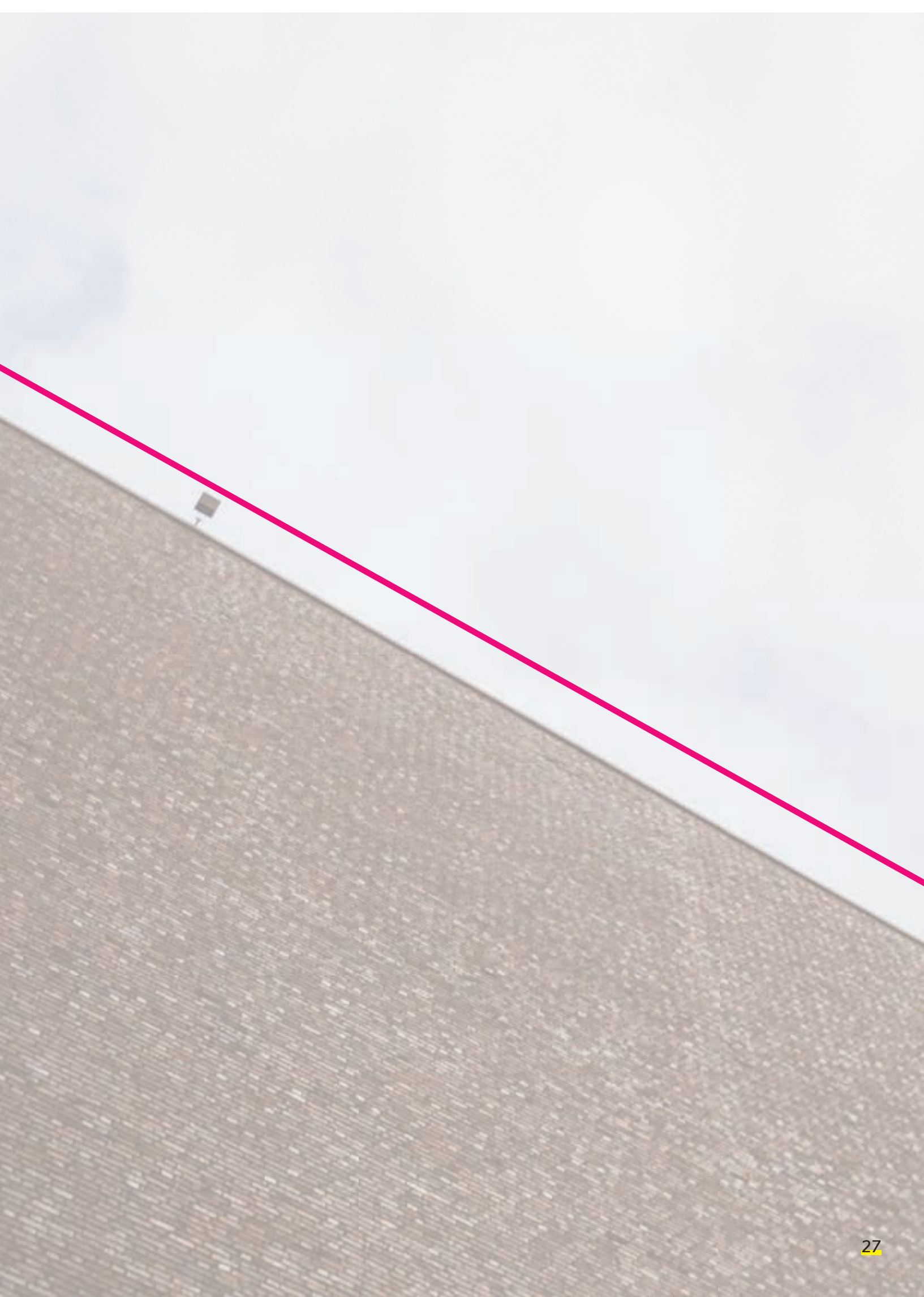
- Den Schutz von Kunst und Kultur als Grundrecht im Grundgesetz zu verankern.
- Das Recht auf unbeschränkte Teilhabe aller Bürgerinnen und Bürger am kulturellen Leben und an kultureller Bildung als Grundrecht im Grundgesetz zu verankern.
- Langfristige stabile Sicherungsinstrumente für Kunst- und Kulturschaffende zu etablieren sowie ein auf sie zugeschnittenes gesetzliches Regelwerk zu schaffen, das sie vor unverschuldeten Verdienstaufschlägen schützt.

Die Arbeit aller Kunst- und Kulturschaffenden ist als eine gesellschaftliche zu sehen und darf nicht mit wirtschaftlichen Maßstäben gemessen werden. Letzteres verhindert, dass jeder Mensch, egal welchen sozialen Standes, Zugang zu Kunst und Kultur erhält und dass die vermeintliche Freiheit der Kunst und Kultur keine wirtschaftlich abhängige bleibt. Kultur ist Bildung und muss deshalb Obliegenheit des Staates und aller gesellschaftlichen Kräfte sein.

Kathrin Schüle

Leiterin des Theaters Adlershof,

Initiatorin von „Kultur ins Grundgesetz“ (www.kulturinsgrundgesetz.de)



Europäisches Literaturfestival Köln-Kalk



Fotos von Bisher Laham





Fotos von Salman Abdo und Francis Oghuma

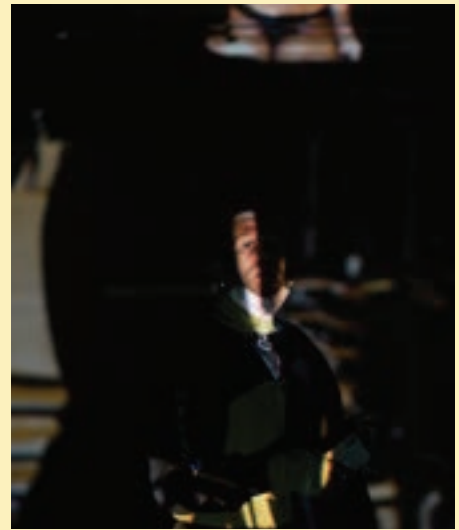


Breathet+ ALTERNATIV in Köln

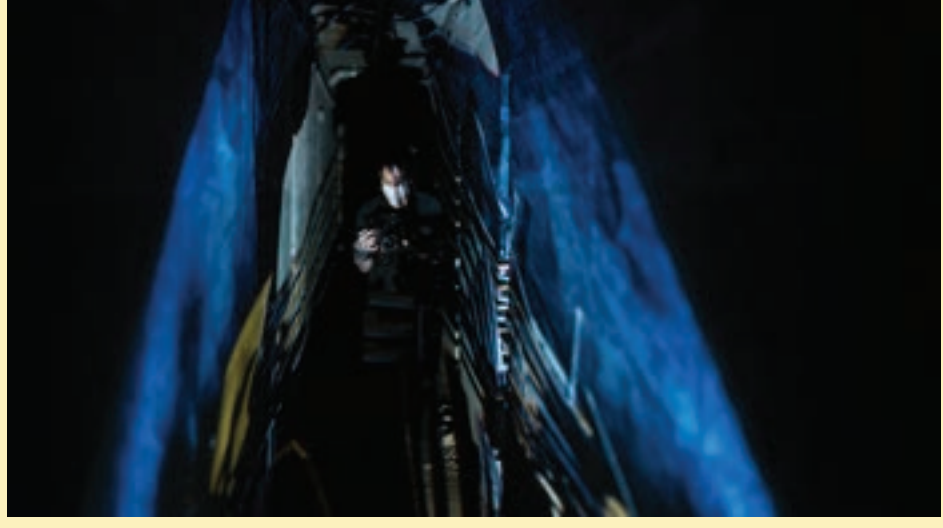




Fotos von Fadi Elias



Akademie der Künste der Welt



ROOTS

Theater



Fotos von Ayham Khalifa

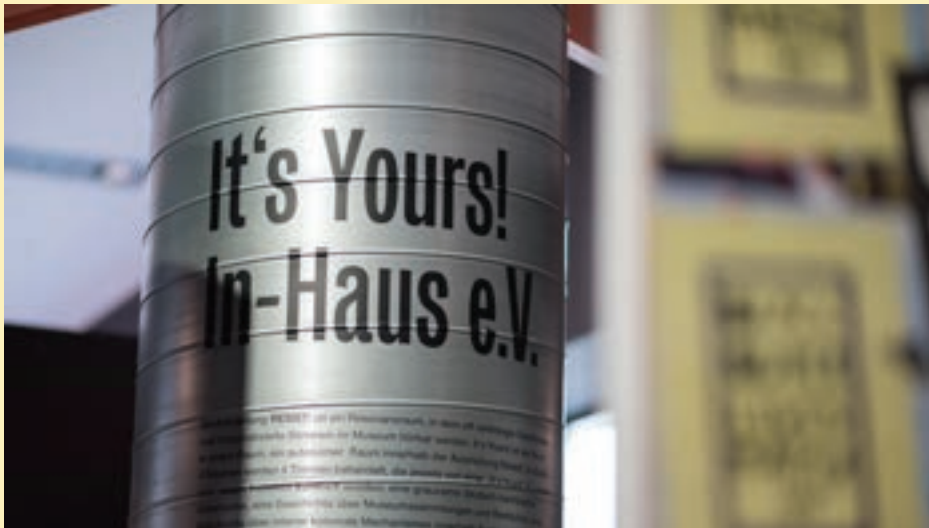




„Resist! Die Kunst des Widerstands“

Fotos von Fadi Elias





Kurator*innen autonome Räume „It's Yours!“ / Curators of the Autonomous Spaces „It's Yours!“
 Esther Utjua Mujinjangue & Ida Hoffmann, Peju Layiwola, Timea Junghaus,
 Integrationshaus (In-Haus e.V.) Cologne-Kalk mit Elizaveta Khan, Mona Leitmeier,
 Sae Yun Jung, Salman Abdo und Rita Bomkamp.

Artists in Residence / Artists in Residency
 Rokia Bamba (Music), Bahar Gökten und Daniela Rodriguez Romero (Urban Dance),
 Kiri Dalena (Colonial Photography), Francis Oghuma (Real Time Documentary).

Beteiligte Künstler*innen / Participating Artists
 Christie Akumabor, Dore Amadasun, Kader Attia, Belkis Ayon, Omar Victor Diop,
 Nwakuso Edozien, Robert Obris, Compagnie GAKENDE (Florisse Adjanohoun,
 Roger Atikpo, Marcel Djonda, Anan Cheteglo, Eustache Kamouna, Gaëtan Noussouglo),
 Jimoh Ganiyu, Ayron Heráclito, indiegentiles, Patricia Kaersenhout, Grada Kilomba,
 Mohammed Laouli, Alao Lukman, Peter Magubane, Ohwarrwarr Marika, Tshibumba
 Kanda Matulu, Medu Art Ensemble, Luiza Prado de O. Martins, Malgorzata Mirga-Tas,
 Neviselle/Hans Ragnar Mathisen, Monday Midnite, Franky Minda, Janitola,
 Nura Oureshi, Emilia Rigova, Mamadou Sall, Juan Manuel Sandoval, Diego Sandoval Avila,
 Selma Selman, The Singh Twins, Alfred Ullrich, Hujnh Van Thuân, Kara Walker,
 Wantok Musik Foundation, Tania Willard, Lawrence Paul Yuxweluptun, Ernesto Yerena



Kunst als Befreiung

von Alexander Estis

Vor mittlerweile gar nicht mehr so kurzer Zeit war ich ein kleines Kind aus Moskau, das in einem Hamburger Vorort mit deutschen Kasusendungen kämpfte und überhaupt versuchte, möglichst deutsch zu werden. (Zum Glück sind Kasusendungen dafür keine Voraussetzung, sonst hätte so mancher Patriot keine Nationalität mehr.)



Ich lernte aber auch, und das war dann doch eher meine russische Prägung, auf dem Akkordeon zu spielen. Und wissen Sie, wer mir, dem Jungen aus Moskau, die ersten russischen Volkslieder beibrachte? Ein älterer deutscher Herr, der sie in der sowjetischen Kriegsgefangenschaft einstudiert hatte. Wenn er Katjuscha oder Kalinka oder Schwarze Augen spielte, überzog eine wahrhaft sibirische Melancholie sein Gesicht. Und wenn er von der Zeit der Kriegsgefangenschaft erzählte, hätte man meinen können, das sei die schönste in seinem Leben gewesen, denn, so seine Worte, damals habe er wahre Kameradschaft gefunden – und die Musik.

Kunst kann in und aus größter Not entstehen, auch im Krieg, das wissen wir alle. Aber niemals kann wirkliche Kunst für den Krieg entstehen, für Spaltung, für Menschenfeindlichkeit. Das ist banal und pathetisch, aber es ist wahr.

Echte Bildung zur Kunst ist immer auch Bildung zu Frieden und Freiheit. Dazu muss die Kunst jedoch von sämtlichen Zweckbestimmungen frei bleiben – nicht zuletzt auch von diesem Bildungszweck selbst. Andernfalls verkommt sie zur plumpen Didaxe, degradiert zu einer mehr oder minder künstlerisch verbrämten Moralunterweisung. Nicht nur keine kulturelle Bildung ist eine Gefahr, sondern auch eine zu kurz gedachte kulturelle Bildung: Eine solche, die Kultur und Kunst an pädagogische Zwecke bindet und damit verhindert, dass Kunstwerke die spezifischen ästhetischen Erfahrungsweisen anstoßen.

Wenn ein Drama in der schulischen Interpretation immer nur eine klare moralische Botschaft vermittelt, die man fein säuberlich von der Tafel ins Heft abschreibt, um sich dann dem nächsten Objekt interpretativer Verwertung zuzuwenden, gleicht man einem Touristen, der das Pantheon mit seinem iPhone fotografiert und sogleich zum Jardin du Luxembourg weiterläuft. Denn die simplifizierte, mundgerechte Aufbereitung von kulturellen Häppchen leistet dem vorherrschenden Konsumismus Vorschub.

Kulturelle Bildung bedeutet aber eben auch die Auseinandersetzung mit dem Komplexen, dem Uneindeutigen, mit dem Schmerzvollen. Das ist in uns allen drin, ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht. Also sollten wir uns dessen besser bewusst sein.

Ähnlich verhält es sich mit politischer Bildung durch Kunst. Partizipation an Kunst ist immer auch Partizipation am demokratischen Prozess. Man sagt uns daher: Kunst soll politisch sein. So weit, so gut. Nur: Was heißt „politisch“? Offenbar darf Kunst heute nur solange als politisch gelten, wie sie unmittelbar auf das tagespolitische Geschehen bezogen bleibt: Indem sie „hinterfragt“, „kommentiert“, besser noch „interveniert“, oder zumindest eine eindeutige „Message“ präsentiert. Andernfalls hat sie wenig Aussicht auf Förderung.

Das ist zu kurz gedacht. Warum sollte Kunst, die den Menschen in seinem Innersten ergreift, durchdringt, bewegt, die sein Dasein in den Grundfesten erschüttert, ihm den Schleier seiner üblichen Weltsicht von den Augen reißt und ihm mit dem ganz anderen konfrontiert – warum sollte diese Kunst nicht politisch sein?

Die Vorstellung, Kunst müsse sich als solche ständig tagespolitisch engagieren, erzeugt eine Kunstform, die den Menschen nicht auf lange Sicht bildet, sondern ihn bestenfalls in kurzzeitigen Aufruhr versetzt, in einen konformistischen Trubel, dem tiefere Orientierung fehlt. Künstlerische Arbeit wird so letztlich identisch mit politischem Aktivismus und journalistischer Leitartikelproduktion.

Richtet sich Kunst in solchem Maße an kunstfremden Kriterien aus, gibt sie ihr Innerstes preis. Sie verzichtet damit auf ihr eigengesetzliches und apriorisches Existenzrecht und verliert ihre ureigene formale Widerständigkeit, sodass sie in letzter Konsequenz von politischen Agenden vereinnahmt werden kann. So wird vermeintlich politische Kunst zu einer reinen Stichwortempfängerin der Politik.

Es gilt daher, die besondere Eigenart der künstlerischen Welt- und Selbsterfahrung zu schützen. Kunst braucht – wie jedes andere humane Gut – nicht nur Frieden, sondern mit ihm auch Freiheit, Freiheit von ausnahmslos allen Vereinnahmungen, Indoktrinationen und Zweckansprüchen. Nur dann kann sie das leisten, was nur sie leisten kann.

In zunehmendem Maße und gerade in Zeiten der Pandemie erleben wir jedoch, wie der ubiquitäre Utilitarismus seine garstigen Finger auch um den Hals der Kunst legt. Die Politik kolportiert das kurzsichtige Kriterium der Systemrelevanz: Kultur sei keinesfalls überlebenswichtig, heißt es da etwa, man könne das Theater durchaus eine Zeitlang entbehren. Gewiss, eine Schließung der Theater für einige Monate führt nicht zu einem Massensterben von notorischen Premièregängern. Und wir können nun hoffen, dass die Schließungen ohnehin der Vergangenheit angehören.

Es bleibt allerdings die Frage: Welche Konsequenzen, welche Lehren wollen wir aus alledem ziehen? Wollen wir die plumpe Kulturfeindlichkeit der Politik und ihre Rhetorik der Ignoranz unerwidert lassen?

Die Initiative „Kultur ins Grundgesetz“ ist eine wichtige und dringend notwendige Erwiderung auf diese kulturfeindlichen Tendenzen. Sie fordert ein, dass dem hohen verfassungsrechtlichen Rang der Kultur ebenso vorbehaltlos entsprochen wird, wie der Gesetzgeber dies vorsieht. Zusätzlich sollten Vielheitspläne Wege zu einer uneingeschränkten Teilhabe am und Kulturbetrieb und zu dessen Diversifizierung weisen.

Diese Programmatik hebt auf ein anderes Argumentationsniveau ab als viele andere Forderungen von Kulturtätigen. Oft arbeiten diese nämlich mit gutgemeinten Legitimierungsversuchen des Kulturbetriebs: So unterstreichen sie etwa, dass Kunst und Kultur wichtig sind, weil sie einen Bildungsauftrag erfüllen, Aufklärungsarbeit leisten, in schweren Zeiten erbaulich wirken, das Gemeinschaftsgefühl stärken und den gerade jetzt so vermissten persönlichen Austausch fördern – kurzum, dass sie relevant und systemrelevant seien. Das ist auf triviale Weise richtig, und es kann nur traurig stimmen, dass man diese Selbstverständlichkeiten überhaupt auszusprechen braucht. Zugleich bleiben diese Argumente nicht ganz unverfänglich.

Denn sie übernehmen ein Stückweit die pragmatistische Logik der sogenannten Entscheider, die außerhalb des Kulturbereichs stehen und denen die fundamentale Notwendigkeit von Kultur offenbar alles andere als evident ist. So verständlich dieses legitimatorische Vorgehen also auch sein mag, verkauft es Kunst weit unter Wert – indem es ein erratisches Wertesystem reproduziert.

Darin spiegelt sich nämlich die Tendenz wider, Kultur als Mittel zu einem vermeintlich übergeordneten, wichtigeren, bestenfalls „handfesten“ Zweck zu begreifen. Doch Kunst ist nicht für etwas anderes da, für Politik, Demokratie, Umwelt, Bildung oder Gesundheit – auch wenn sie auf all diesen Terrains Großes leisten kann. Nein: Kunst gehört zu den wenigen Aspekten unseres Lebens, die sich außerhalb von dessen Erfordernissen und Zwängen konstituieren, den Sinn also nicht aus diesen beziehen, sondern wirklichen Sinn überhaupt erst zu stiften vermögen. Wir brauchen Kunst nicht für etwas – sondern für uns. Jede andere Begründung ist nichts als ein Zugeständnis an horizontbeschränkte Zweckrationalitäten.

Die Existenz und Bedeutung von Kultur muss nicht begründet werden, sondern umgekehrt sollten kulturfeindliche Tendenzen in einer Kulturgesellschaft unter Rechtfertigungsdruck stehen: Wenn Kultur aus Sicht eines Systems nicht relevant ist, dann sollte man dringend nach der Relevanz dieses Systems aus Sicht der Kultur fragen.

In solchen Diskursen wird Kultur nämlich immer wieder als etwas von unserer übrigen Zivilisation Abtrennbares vorgestellt – als eine Art sekundäre Komponente. Kultur gewissermaßen als Autoradio: Nett, wenn man es hat, aber das Auto fährt auch ohne. Die Tragweite dieses Selbstbetrugs kann man kaum überschätzen. Denn alle Sphären des geistigen und überhaupt gesellschaftlichen Lebens sind eng verwoben. Die Relativierung kultureller Werte ist daher das nicht minder hässliche und ebenso bedrohliche Zwillingmonster des grassierenden Antiszientismus: Beides, Wissenschafts- wie Kulturhass, entspringt einem im Kern zivilisationsfeindlichen, gegenaufklärerischen, menschenverachtenden Impetus. Was uns droht, wenn Kultur und Wissenschaft abgewertet werden, ist nichts Geringeres als eine perfekte Vertierung.

Um vermenschlichend zu wirken, muss die Kunst, wie ich nicht müde werde zu betonen, von allen Zwängen frei sein. Geistig unfreie Kunst verfolgt Zwecke, die ihr von außen aufgetragen werden. Sie wird Trägerin einer Ideologie, einer Religion, eines politischen Programms. Natürlich ist die Kunst seit Jahrtausenden darin geübt, auch dann zu größter Freiheit aufzusteigen, wenn sie vereinnahmt wird. Genau das zeigt ihr Vermögen, Freiheit zu schaffen und zur Freiheit zu bilden. An diesem Streben aus den vorgetzten Grenzen hinaus wird deutlich, dass der Wille zur Freiheit für die Kunst wesentlich ist. Er ist sowohl ihre Bedingung als auch ihr Resultat.

Menschen verfolgen sehr unterschiedliche Ziele – und meist ihre ganz eigenen Interessen. Daher sind die Logiken der Zwecke eher trennend und nur partikulär verbindend. Sie führen dazu, dass wir andere Menschen als Mittel oder sogar Hindernisse wahrnehmen und sie danach einteilen, ob sie unseren Zwecken entsprechen oder nicht. Wie man sagt: Ein Hammer sieht überall Nägel. In der Befreiung vom Zwang der Zwecke liegt nicht nur eine große Entlastung unseres Denkens und Fühlens, sondern auch die Chance zur Gemeinschaft. Außer der Kunst gibt es für den Menschen nicht viele Bereiche, in denen er kein Nagel sein muss.

Wir wissen, dass unsere Zwecke unterschiedlich sind, dass wir unterschiedliche Prioritäten setzen, unterschiedliche Weltbilder haben, dass wir uns also in vielen Dingen nie einig werden können. Das ist gerade in der Pandemie besonders deutlich geworden – sie hat selbst zwischen Freunden tiefe Gräben gezogen. Dies zu akzeptieren, fällt schwer. Doch Humanität bedeutet, den Menschen frei von Zwecken zu sehen. Und gerade diese durch und durch humane Befreiung von Zwecken gehört, wie gesagt, zum Wesen der Kunst.

Ich erinnere mich wieder an die Erzählungen meines Akkordeonlehrers: Erst die völlig „zwecklose“ Musik gab den Soldaten die Freiheit zurück, einander als das zu sehen, was sie waren. (Und selbst die unüberbrückbare Entfernung zwischen der wehmütigen sibirischen Seele und dem spröden ostfriesischen Gemüt mag in diesem Moment wenn nicht verschwunden, so doch geschrumpft sein.)

Indem Menschen für freie Kunst empfänglich werden, befreien sie sich selbst von der Diktatur der Zwecke und öffnen sich für die Grunderfahrung des Menschseins, die uns alle eint. Selbst wenn die Formen, die Rezeptionsweisen und auch die Partizipationschancen sehr unterschiedlich sein können, ist diese Grunderfahrung letztlich doch universal, unabhängig von Nation, Geschlecht, Stellung und Klasse.

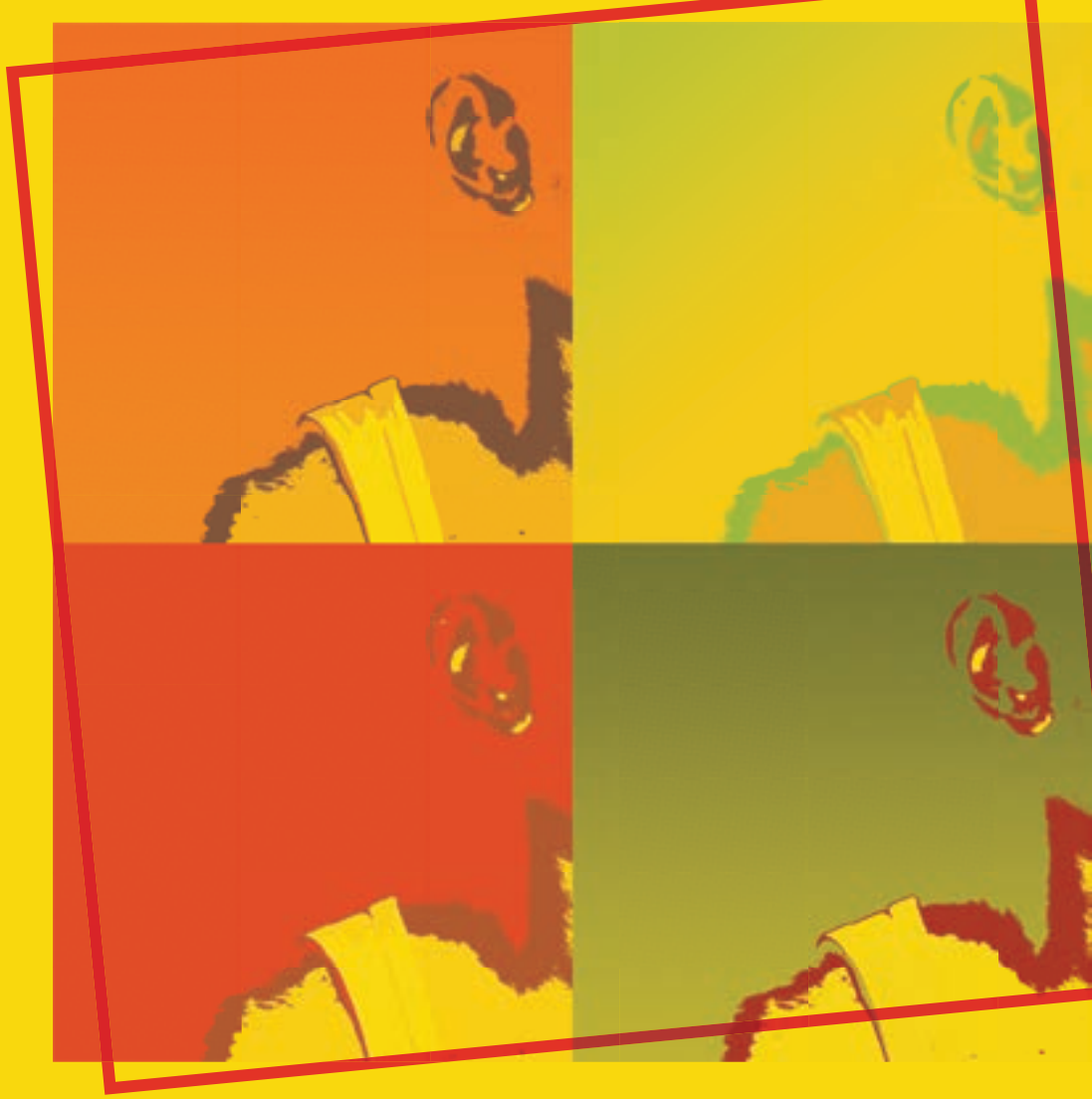
Wenn also Kunst das leisten soll, was nur sie leisten kann, muss sie aus der Freiheit kommen und in die Freiheit führen.



Gegen die Monotonie der Kunst. Zur Vielheit im Kulturbetrieb

von Alexander Estis

Seit vielen Jahren scheint sich der Betrieb abzumühen in seinen Versuchen, endlich diverser zu werden. Freilich kommt er dabei weder wirklich ins Schwitzen – noch über Versuche hinaus. Denn die Mittel, die bislang zur Anwendung kommen, sind meist scheinhaft. Und jene Diversität, die sich als Ausweis des Betriebs exponieren lässt, ist definitionsgemäß nicht die anzustrebende: Wäre sie erreicht, bräuchte es kein Exponiergehabe.



Quoten, Checklisten, Sonderprojekte, Schwerpunkteditionen dienen Kultureinrichtungen hervorragend dazu, sich zu profilieren und die eigene Diversität zu inszenieren. Echte Vielfalt wird dabei höchstens als sporadischer Nebeneffekt erreicht.

Gerade Quoten bleiben – so notwendig sie in bestimmten Bereichen sein mögen – oftmals nur ein sehr grobes Werkzeug, das insbesondere intersektionale Aspekte meist nicht adäquat zu erfassen vermag: Wird eine pauschale Kategorie wie „Frauen“ per Quote bevorzugt, können jüngere privilegierte Frauen in den Fokus rücken, während gleichzeitig von mehrfacher Diskriminierung betroffene Personen, wie beispielshalber ältere Männer mit Migrationshintergrund und aus niedrigen sozialen Schichten, aus dem Blickfeld geraten. Jeweils nicht fokussierte Merkmale, die aus einer intersektionalen Perspektive unbedingt zu berücksichtigen wären, fallen bei Quotenregelungen oft gänzlich weg – und die jeweiligen Personen durch das Raster. So setzen sich spezifische Diskriminierungen teilweise in explizit gegen Diskriminierung gerichteten Maßnahmen fort oder werden durch diese Maßnahmen sogar zementiert, auch wenn andere spezifische Diskriminierungen dadurch auf kurze Sicht korrigiert werden.

Checklisten degradieren Diversität zu einer abzuarbeitenden Trockenübung. Sonderprojekte sind punktuell, in ihrer Konzeption oft sehr eng gefasst und bewirken keinen Strukturwandel. Besonders charakteristisch – und in ihrer Genese durchaus nachvollziehbar – sind gutgemeinte Maßnahmen, die zwar Vielfalt fördern sollen, die Geförderten jedoch auf deren jeweils als förderwürdig angesehene Spezifik festschreiben. So existiert beispielshalber zwar ein Literaturpreis „für deutschsprachige Autorinnen und Autoren nichtdeutscher Muttersprache“, was an sich sehr begrüßenswert erscheint. Eingereichte Texte müssen jedoch Migrationserfahrungen thematisieren, was das ganze Unterfangen in ein dubioses Licht setzt. Tatsächlich entspringt es in letzter Konsequenz auch einer diskriminierenden Wahrnehmungsverzerrung, wenn Kulturschaffenden aberkannt wird, Kunst jenseits von ethnisch gebundener oder migrantisch perspektivierter Produktion erschaffen zu können. Auf diese Weise werden Akteure zu innerbetrieblichen „Quotenmigranten“; wahre, auch ästhetische Diversität wird auf diese Weise jedenfalls nicht erreicht.

Damit ist ein überall wiedererkennbares Grundmuster von Förderverfahren angesprochen, das migrantische Kunst nur in einer ganz konkreten, den eigenen innerbetrieblichen Anliegen jeweils dienlichen Ausprägung als förderwürdig anerkennt, diese konkrete Ausprägung überproportional repräsentiert und trotzdem weiterhin vom regelhaften Betrieb abspaltet. Von Migrierten zu migrantischen Themen geschaffen, bleibt sie eben immer „migrantische Kunst“ – im besten Fall noch mundgerecht aufbereitet nach dem jeweils modischen Geschmack des deutschländischen Betriebs, ganz wie pseudoasiatisches Essen für den europäischen Gaumen.

Die immer wieder beschworene Erfahrung der Andersheit kann sich nicht einstellen, wenn etwa in den Fördermechanismen des Literaturbetriebs eine tatsächlich fremdartige und damit möglicherweise befremdliche Ästhetik hinter immergleichen Migrationserzählungen zurückstehen muss.

Ebenso wie die Kunstprodukte in ihrer Qualität bleiben vielfach auch die migrierten Personen selbst in ihrer Qualifikation verkannt. Konzertmusiker müssen auf der Straße spielen, Künstlerinnen, in ihrem Herkunftsland von nationalem Rang, werden von hiesigen Galerien ignoriert, Schriftsteller fremder Sprache werden zu Tagelöhnern, weil sie schon an den bürokratischen Hürden der Antragstellung verzweifeln müssen.

Kaum vorstellbar, welche kulturellen Humanressourcen in Deutschland aufgrund derartiger absurder Mechanismen verlorengehen. Dies gilt, wie Mark Terkessidis anhand einer Anekdote schildert, insbesondere auch für den Nachwuchs:

„Ein plastisches Beispiel kommt aus dem Kulturbereich. Als Mustafa Akca durch das Projekt ‚Türkisch – Oper kann das‘ an die Komische Oper in Berlin kam, stellte er fest: Im Kinderchor der Oper singt kein einziges Kind mit türkischem Hintergrund. Angesichts der hohen Zahl von Bewohnern türkischer Herkunft in Berlin erschien das erstaunlich: Wie war es möglich, all die potentiellen Kandidaten fernzuhalten? Dies hatte natürlich mit den Netzwerken zu tun, aus denen Einrichtungen der Hochkultur gewöhnlich ihren Nachwuchs rekrutieren – bildungsbürgerliche Familien deutscher Herkunft, die eine Affinität zu diesen Orten mitbringen. Akca lancierte einen schlichten Aufruf in ‚Metropol FM‘, Berlins größtem Sender in türkischer Sprache, und siehe da: Etwa 200 Familien meldeten sich und waren sehr interessiert daran, ihre Kinder in diesem Chor unterzubringen. Diese Aktion erweiterte das Netzwerk über die Änderung der Kommunikationskanäle.“ (Terkessidis 2017: 50)

Trotz solcher erfreulichen Beispiele, die leider Einzelbeispiele bleiben, darf man sich nicht auf zufällige Eigendynamiken des Betriebs verlassen, um diese versteckten personellen Ressourcen nutzen zu können. Auch migrantische Personen, die im Kulturbetrieb bereits involviert und arrivierte sind, müssen nicht zwingend die besten Ansprechpartner für die Umsetzung von Diversitätsbestrebungen sein – sofern es denn überhaupt als ihre Aufgabe deklariert, honoriert und gewürdigt werden kann. Da die Knappheit der Mittel im Kulturbetrieb leider allenthalben Konkurrenzen, Animositäten und Seilschaften provoziert, können und müssen diese Personen im Einzelfall ganz eigene Interessen verfolgen. Auch individuelle ästhetische Präferenzen können sich hier hinderlich erweisen und konkurrierende künstlerische Programme ausschließen.

Außerdem erlangen auch migrierte Personen nicht schon qua Herkunft oder Fluchterfahrung eine Expertise für strukturelle Probleme des Betriebs und deren mögliche Überwindung. Hier sollten, wie unten auszuführen sein wird, kompetente und professionell mit diesen Problemen befasste Organisationen (wie das Integrationshaus e.V.) herangezogen werden. Kurzschlussreaktionen, wie sie etwa im Kontext von „kultureller Aneignung“ oft erfolgen, gehen nicht selten fehl. Bekannt sind beispielshalber Bestrebungen im Theater, die zwar einem antidiskriminatorischen Impetus folgen mögen, aber selbst zu neuen Diskriminierungen führen können. Wenn zum Beispiel Vertreterinnen oder Vertreter der Mehrheitsgesellschaft daran gehindert werden sollen, Minderheiten zu spielen, kann dies schnell dazu führen, dass Minderheiten eben auf die Darstellung von Minderheiten festgeschrieben werden – wogegen man lange Jahre anzukämpfen hatte.

Schon anhand dieser streiflichtartigen Einblicke dürfte deutlich werden, dass Maßnahmen zur Diversifizierung des Kulturbetriebs, die auf den ersten Blick naheliegend scheinen, auf Dauer wirkungslos bleiben und sich sogar nachteilig auswirken können. Im Umkehrschluss mögen die meiner Einschätzung nach angeratenen Vorgehensweisen zunächst kontraintuitiv klingen. Sie tragen aber auch der besonderen Dynamik der Kulturarbeit Rechnung. Die Diversifizierung im Kultursektor wird nämlich – ungeachtet seiner konstitutionellen Besonderheiten – allzuoft schablonenhaft mit den gleichen Methoden vorangetrieben, wie sie in ganz anderen Sektoren Anwendung finden – und in erster Linie auf Inhalte und auf personelle Identitäten abzielen.

Um hier korrektive Tendenzen anzuregen, werden im Folgenden einige Empfehlungen ausgesprochen, die einer „Demonotonisierung“ des Kulturbetriebs auf lange Sicht förderlich sein können. Weder handelt es sich hier um eine Checkliste, die Punkt für Punkt abgearbeitet werden müsste, noch um eine Handreichung für ausschließlich top down umzusetzende Weisungen und Verwaltungsakte. Vielmehr versammelt die folgende Aufzählung programmatische Denkanstöße, die sowohl einzeln als auch in ihrer Gesamtheit, sowohl von koordinierenden kulturpolitischen Stellen als auch von kleinen Kulturinstitutionen je nach verfügbaren Ressourcen in die eigene Praxis eingebracht werden können – ob bei der Mittelverteilung, der Kurationsstätigkeit, der Veranstaltungsplanung, der Mitarbeitendenrekrutierung, der Ausschreibungspraxis, der Prämierung oder der Jurierung.



ZEHN ANRE

EINE DEMO

SIERUNG DES

BETRIEBS

**Zehn Anregungen für eine
Demonotonisierung des
Kulturbetriebs**

von Alexander Estis

GUNGEN FÜR NOTONI KULTUR

» **Deprekarisierung**

Die Probleme mangelnder Vielfalt im Kulturbetrieb hängen mit zahlreichen strukturellen Problemen anderer Art zusammen, die zu einem guten Teil auf die finanziell prekäre Lage sowohl mittlerer und kleiner Kultureinrichtungen als auch einzelner Kunstschaffender zurückzuführen sind.

Diese Missstände sind durch die Corona-Pandemie krisenartig und augenfällig verstärkt worden, befanden sich aber schon zuvor in einer Art dauerkrisenhafter Normalität. Kultur ist neben Wissenschaft und Bildung eine beliebte Zielscheibe von Rationalisierungs- und Sparmaßnahmen, die auf einem kurzfristigen und fehlgeleiteten Kalkül beruhen. Erst die uneingeschränkte Entfaltung dieser Bereiche kann die Funktionsfähigkeit einer demokratischen Gesellschaft erhalten (gemäß dem gern zitierten Beckenförde-Diktum: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“) Kulturbezogener Sparpolitik ist also auf allen Ebenen entschieden entgegenzutreten.

Vielfach sind außerdem die konkreten Praktiken der Mittelvergabe zu reflektieren. Hier kann auch auf dem Niveau einzelner Institutionen vieles optimiert und insbesondere auf langfristigen Strukturwandel hin ausgerichtet werden – trotz des omnipräsenten Stichworts der „Nachhaltigkeit“ vollzieht sich die Ausschüttung von Mitteln im Kultursektor nach wie vor über punktuelle Projektförderung.² (Hierzu siehe auch die Einlassung zum Punkt „Deprojektisierung“ unten).

Für Kunstschaffende müssen Festanstellungen, Dauerverträge und normierte Honorare zum unumgehbaren Standard werden. Dabei handelt es sich um eine zwingende Voraussetzung für die Entwicklung von Diversität, weil sich diese in einer Atmosphäre von Existenzangst und Konkurrenzdruck auch bei noch so vielen Investitionen in Einzelprojekte schlichtweg nicht kontinuierlich einstellen kann.

Das wird bereits daraus ersichtlich, dass vorhandene personelle Ressourcen nicht genutzt werden können, wenn schon die bloße Aufnahme künstlerischer Tätigkeit für ganze Bevölkerungsschichten ein zu großes Risiko darstellt, insofern sie nicht durch anderweitig akkumuliertes Kapital verfügen. Dies trifft gerade bei Migrierten in vielen Fällen zu – oft gesteigert durch biographiebedingt erhöhte Risikoaversion. Wird hingegen die materielle Sicherheit kultureller Arbeit erhöht, ergeben sich daraus im Umkehrschluss verbesserte Konditionen auch für die Diversifizierung des Betriebs.

Die Entfaltung kultureller Tätigkeit ist also zu fördern, indem kulturelle Akteure auf unterschiedlichsten Ebenen deprekarisiert werden; dafür müssen die Praktiken der Mittelvergabe und Besoldung – auch im Kleinen – reflektiert und reformiert werden.

2 „In Deutschland stehen letztlich hohe Finanzmittel zur Verfügung, doch oft werden sie angesichts von Notlagen vergleichsweise unkontrolliert in allerlei Sonderprogramme gepumpt und verpuffen dort. Stattdessen sollten die Mittel besser in die kontinuierliche Umstrukturierung des Regelbetriebs gesteckt werden.“ (Terkessidis 2017: 37)

» **Deprojektisierung**

Einzelprojekte scheinen effektive und schnelle Lösungen für kulturbetriebliche Desiderate zu bieten. Tatsächlich können sie im Rahmen einer geregelten „Technik der kleinen Schritte“ wichtig und richtig sein. In vielen Fällen erzeugen sie jedoch eine ungeordnete und symptombezogene Lächerstopfpolitik.³

Die Praxis der Projektförderung ist naturgemäß oft mit Kurzzeitverträgen verbunden und führt insofern nur zu einer scheinbaren, sporadischen Deprekarisierung, zementiert auf lange Sicht jedoch risikoreiche Existenzformen in der Kulturarbeit. Sie befeuert außerdem eine enorme Bürokratisierung (siehe unten zum Punkt „Deformalisierung“), indem sie für jedes einzelne Vorhaben Unmengen an Antrags- und Evaluationsaufwand erforderlich macht. Ganz zu schweigen von nicht bewilligten Anträgen: Selbst im Erfolgsfall ist eine einzelne Antragstellung in der Regel nicht ausreichend.

Viele Geldgeber machen ihre Förderung darüber hinaus explizit von Zuwendungen weiterer Geldgeber abhängig; dabei kann etwa Bezug weiterer Gelder von staatlicher Hand verboten (Ausschluss von Doppelfinanzierung) oder umgekehrt zusätzliche Mittelbeschaffung zur Voraussetzung einer Bewilligung gemacht werden. Beide Vorgehensweisen sind gleichermaßen verbreitet – und auf ihre je eigene Weise problematisch. Auf solche gegenseitigen Abhängigkeiten ist zwingend zu verzichten.

Projektbezogene Arbeit verführt in ihrer funkenartigen Kurzatmigkeit ferner zu besonders starker Plakativität: Ein Projekt muss stets möglichst schnell und wirksam medial inszeniert werden, bevor die Mittel verbraucht und die Laufzeit beendet ist (siehe unten zum Punkt „Deplakativering“).

All dies macht die Nutzung alternativer wie auch die Schaffung neuer Formate kultureller Arbeitsorganisation und Förderung notwendig. Es sollte in Zukunft weniger auf Projektförderung als auf Förderung von Strukturwandelprozessen gesetzt werden, wobei kleinere Zuwendungen über lange Zeitstrecken hinweg einmaligen größeren Beiträgen vorzuziehen sind.

Nur indem konstante, auf den Regelbetrieb abstellende Maßnahmen fest etabliert werden, kann auch Diversität aus ihrem ewigen Projektstatus zu einer integralen strukturellen Qualität des Kulturbetriebs werden.

Eine Deprojektisierung des Kulturbetriebs ist insofern anzustreben, als dauerhafter Strukturwandel gegenüber kurzfristigen Projekten und Förderungskonstanz gegenüber punktuellen Zuwendungen zu favorisieren ist.

³ „In Deutschland wird Wandel immer wieder nur als Ergänzung, also additiv gedacht. Es gibt ein Problem, also schaffen wir einen neuen Sonderbereich. Die jeweilige Ansammlung von Einzelprojekten – oder auch die Arbeitskreise, ‚federführenden‘ Stellen – dienen dann als ‚Token‘, um den Regelbetrieb nicht antasten zu müssen.“ (Terkessidis 2017: 73)

» **Deformalisierung**

Formale Hürden für die Mittelvergabe, die Überführung von informellen Kooperationen Kulturtätiger in Rechtssubjekte oder die Einstellung einzelner Arbeitskräfte sind mit enormen Herausforderungen verbunden. Diese können insbesondere auch für Menschen nichtdeutscher Muttersprache kaum überwindbar erscheinen, sodass etwa von Anträgen allein schon aus diesem Grund vielfach abgesehen wird. Eine Reduktion des bürokratischen Aufwandes würde daher auch im Hinblick auf die Diversifizierung des Kulturbetriebs zweifellos starke positive Effekte zeitigen.

Wer auch nur dreimal einen Antrag gestellt hat, weiß, dass jede Stelle ihre eigenen formalen Vorlieben hat. Das zusätzliche Arbeitsaufkommen, das allein aus der Anpassungsbereitgestellter Antragsunterlagen an die formalen Vorgaben der jeweiligen Institution entsteht, ist enorm. Außerdem versuchen Institutionen naturgemäß den eigenen Aufwand zu reduzieren und lagern ihn an die Antragstellenden aus: So werden etwa schon in der Vorrunde Formulare oder Materialien angefordert, die erst nach einem positiven Entscheid notwendig werden. Damit findet eine Verschiebung der Arbeitslast von in der Regel bezahlten Kräften (Verwaltungsmitarbeiter von Organisationen, Juroren etc.) hin zu prekarierten Bittstellern (antragstellende Kunstschafter) statt.

Solche Praktiken sind zwingend zu minimieren. Dazu kann einerseits jede noch so kleine Institution selbständig beitragen; andererseits sollten vom Bund übergeordnete Empfehlungen für die Standardisierung von Ausschreibungsprozessen bereitgestellt und entsprechende Plattformen geschaffen werden, wie sie in anderen Sektoren längst vorhanden sind. Dabei kann auf bereits vorhandene Infrastrukturen (nach Art der Website submittable.com) zurückgegriffen werden. Die Minimierung des bürokratischen Aufwandes führt zu einer beträchtlichen kumulativen Entlastung der Antragstellenden.

Eine zentrale staatliche, multilingual aufgestellte und, nicht zuletzt, tatsächlich erreichbare Beratungsstelle für das Antragswesen, für die arbeitsrechtliche Organisation Kulturschafter wie auch für Besoldungsfragen würde zusätzliche Hürden überwinden helfen. Eine solche Instanz kann jedoch nur effektiv sein, wenn – wie oben vorgeschlagen – überregionale und gattungsübergreifende Standards geschaffen werden.

Die Barrieren bei der Beantragung von Mitteln und der Begründung von Ausgaben sollten auch in weiteren Hinsichten abgebaut werden. Die von vielen Organisationen und Geldgebern verlangte Ausführlichkeit der Erläuterungen entspricht oft nicht der Relevanz und dem Elaborationsgrad, die der zu erläuternde Aspekt zum Zeitpunkt der Antragstellung besitzen dürfte. So sollen oft schon vor Beginn der eigentlichen Arbeit die zu erwartenden Ergebnisse minutiös aufgezählt und ihre Präsentationsform genauestens geschildert werden. Dies bewirkt nicht nur unverhältnismäßigen Arbeitsaufwand, sondern favorisiert risikoarme und konservative künstlerische Produktionsformen, wie sie einer Diversifizierung des Betriebs klar entgegenstehen. Es ist also unbedingt auf allen Ebenen die Möglichkeit ergebnisoffener Antragstellung und Ausgabenbegründung zu etablieren.

Prozesse der Mittelbeschaffung, der Ausgabenbegründung sowie der arbeitsrechtlichen Organisation Kulturschaffender sind zu deformalisieren, indem der bürokratische Aufwand verringert, die Antragstellung standardisiert, Beratungsstellen eingesetzt und Ergebnisoffenheit gewährleistet wird.

» **Deprovinzialisierung**

Immer wieder wird dem deutschen Kulturbetrieb Provinzialismus vorgeworfen – und das nicht zu Unrecht. Grund hierfür ist in erster Linie die Delegation der Kulturförderung an Länder und Kommunen. Letztere beziehen daraus die Legitimation, ihre Tätigkeit strikt lokal auszurichten und die Mittelvergabe an starke regionale Kriterien zu binden. Kritisch sind dabei vor allem solche Kooperationsformen und Fördermaßnahmen, die dezidiert auf die biographische Verbundenheit betreffender Personen mit einer konkreten Region abstellen.

Charakteristisch sind etwa Begrenzungen anhand des Geburtsortes oder der Aufenthaltsdauer in einer Region; diese wirken zwar zunächst nur wie mehr oder weniger ausgeglichene innerdeutsche Verteilungsschlüssel, doch aufgrund dieser Limitationen fallen die meisten Menschen mit Migrationsgeschichte durch das Raster, was eine klare Diskriminierung bewirkt: Qua Geburt haben hier „autochthone“ Personen, die ohnehin durch regionale Vernetzung in der Regel bessergestellt sind, deutlich größere Spielräume, was Antragstellung und Bewerbungsmöglichkeiten angeht.

Jegliche Beschränkungen aufgrund von Aufenthaltsdauer und Geburtsort („nur in Castrop-Rauxel geborene und seit mindestens fünf Jahren im Bezirk Pöppinghausen wohnhafte Künstler*innen können sich bewerben“) sollten daher komplett ausgeschlossen werden; eine deutsche Meldeadresse muss für alle Zwecke ausreichen.

Außerdem leidet auch die Sichtbarkeit lokaler Kulturprojekte und Förderungen unter solcher Provinzialität – dies in der Regel gegen den erklärten Willen der Initiatoren selbst. Die Aufhebung von regionalen Restriktionen kann dabei helfen, die Wahrnehmung und das Renommee entsprechender Vorhaben deutlich zu verbessern.

Unbedingt anzustrebende internationale Kooperationen können überdies dazu beitragen, die von Kulturvorstellungen der Herkunftsländer geprägten Arbeitsweisen und ästhetischen Ausdrucksformen von Migrierten besser zu verstehen und in ihrer Qualität adäquat einzuordnen. Internationale Jurys und Fachausschüsse sind hierzu hervorragend geeignet; in der Regel unterliegen solche Jurys außerdem keinen oder zumindest geringeren Verstrickungen innerhalb der deutschen Kulturszene, sodass ihr Urteil unbefangener ausfallen dürfte.

Der Provinzialisierung des Kulturbetriebs ist so weit wie möglich entgegenzuwirken; herkunfts- und biographiebezogene Beschränkungen jedweder Art sind auszuschließen. Kultureller Föderalismus – und, noch besser, kultureller Globalismus und Kosmopolitismus sind zu befördern.

» **Deplakativierung**

Punktuelle Errungenschaften im Bereich der Diversität werden vielfach als Aushängeschild der Korrektheit eingesetzt und „plakativiert“. Diversität wird so zu einem Vehikel von Öffentlichkeitswirksamkeit und moralischer Selbstbestätigung, wenn nicht gar von medialem *virtue signaling*. Die Aufmerksamkeitsökonomie von Social Media, deren Mechanismen zunehmend auch von den klassischen Massenmedien bedient werden, befeuert und gratifiziert diesen Prozess.

Eine Folge solcher Plakativität ist die übermäßige Profilierung und Glorifizierung einzelner Akteure, aus denen sich eine Art Diversitätsprominenz rekrutiert und die einer Tokenisierung durch verschiedenste Organisationen unterzogen werden können (was man den einzelnen Akteuren aufgrund der oben inkriminierten Prekarisierung des Kulturbetriebs keinesfalls anlasten kann).

Zudem werden im Zuge solcher Projekte und Maßnahmen entstehende Objekte schnell als bloßer Ausweis von Diversität fetischisiert, anstatt als eigenwertige Kunstwerke rezipiert zu werden. Mit Blick auf diese Fetischisierung werden entsprechend solche Werke favorisiert, die bestimmte Themen, vor allem nämlich charakteristische „Diversitätsthemen“, auf möglichst plakative, nicht immer künstlerisch elaborierte Weise präsentieren (siehe unten zum Punkt „Dethematisierung“). Einer echten Diversifizierung des Betriebs wirkt dies entgegen.

Auch wenn die Gratifikationen solcher Plakativierung äußerst verlockend sein mögen, muss man dem Drang dazu sowohl auf persönlicher als auch auf institutioneller Ebene widerstehen.

Diversität im Kulturbetrieb ist zu deplakativieren, da sie auf keinen Fall zu einem Vehikel der Öffentlichkeitswirksamkeit und der Selbstdarstellung verkommen darf; Tokenisierung von Kunstschaffenden und Fetischisierung von Kunstwerken ist zu vermeiden.

» **Deidentisierung**

Im Zuge identitätspolitischer Reformbestrebungen für den Kulturbetrieb kann es zunächst absurd scheinen, eine „Deidentisierung“, also den Einsatz von Auswahlprozessen „ohne Ansehung der Person“ zu fordern. Stellt man jedoch in Auswahlprozessen zu starr auf personelle Kriterien ab, führt das trotz gutem Willen zu zahlreichen negativen Auswirkungen.

Von Anfang an stellt man damit etwa „autochthone“ und „zugewanderte“ Bevölkerungsanteile einander gegenüber.⁴ Es kommt auch auf diesem Wege zu einer Tokenisierung der ausgewählten „Quotendiversen“ und zu einer Fetischisierung ihrer Kunstwerke; daneben fühlen sich die derart Geförderten oft Animositäten ausgesetzt, die aus einer identitätspolitischen „Bevorzugung“ resultieren. Wie oben beschrieben, verfehlt die Quote außerdem oftmals intersektionale Kategorien.

Diversifizierung sollte daher einerseits durch konsequente Anonymisierung von Auswahlprozessen⁵ gefördert werden: Anonyme Bewerbungsverfahren sollten flächendeckend und gattungsunabhängig state of the art sein. So können Klüngel, Bias, Halo- und Matthäus-Effekte (d.h. im gegebenen Kontext die überproportionale Vergabe von Auszeichnungen, Förderungen und Engagements an immergleiche prominente Akteure) reduziert werden. Auch die Konzentration auf einige wenige „Alibi-Diverse“ wird damit verhindert.

Diversität stellt sich verstärkt ein, wenn zugleich mit der Anonymisierung eine Vielheit der Kunstwerke und Ästhetiken gefördert wird. Die Bemühungen um Vielfalt sollen also allmählich von einem personenverhafteten hin zu einem werkorientierten Denken verlagert werden.

Aus diesen Gründen ist für eine allmähliche Deidentisierung progressiver Kulturpolitik zu votieren, in deren Zuge anstelle von personeller Identität ästhetische Diversität in den Mittelpunkt des Interesses rücken soll.

4 „Auch in den fortschrittlichen Integrationsprogrammen auf der Ebene von Ländern und Kommunen, die sich inzwischen auch mit ‚interkultureller Öffnung‘ befassen, steht am Anfang zumeist ein Kuchendiagramm, in dem die autochthone Bevölkerung, also die ‚aufnehmende Gesellschaft‘, jener mit Migrationshintergrund gegenübergestellt wird.“ (Terkessidis 2017: 44)

Vergleiche auch: „Wichtig ist, immer von einer Bevölkerung auszugehen, die aktuell auf dem Boden des jeweiligen Staates lebt. Diese Bevölkerung lässt sich jeweils unter verschiedenen Gesichtspunkten untersuchen, etwa in Bezug auf das soziale Milieu, Bildungsressourcen, Beruf, Geschlecht, ethnische Herkunft, Religionszugehörigkeit oder Alter. So ergibt sich ein notwendigerweise kompliziertes Bild der Bevölkerung, das von Differenzen geprägt ist, die sich für jedes Individuum stets neu arrangieren, je nachdem, welches Kriterium zugrunde gelegt wird.“ (Terkessidis 2017: 45)

5 „Die Anonymisierung von Bewerbungen, also die Entfernung aller persönlichen Informationen, könnte dabei helfen, diese Diskriminierung zu vermeiden.“ (Terkessidis 2017: 48)

» **Deinstrumentalisierung**

Spätestens seit der Jahrtausendwende lässt sich eine starke Tendenz beobachten, Kultur als Mittel zu einem vermeintlich übergeordneten, wichtigeren, bestenfalls „handfesten“ Zweck zu begreifen. Künstlerische Tätigkeit wird legitimiert, weil sie für Politik, Demokratie, Umwelt, Bildung oder Gesundheit förderlich sei. Auch wenn sie auf allen diesen Terrains Großes leisten kann, besteht ihr primärer Zweck keinesfalls darin, sondern sie folgt eigenen, ästhetischen Gesetzen. Künstlerische Autonomie darf, ähnlich wie diejenige der Grundlagenforschung, nicht angetastet werden, weil Kultur damit gerade jene Qualitäten verliert, die sie für die menschliche Existenz und Koexistenz unabdingbar machen.

Unter prekären Bedingungen tätige Akteure geraten unter dem Druck der Mittelbeschaffung oft unfreiwillig und zum Teil kaum bewusst in den Sog eines Nutzwertdenkens und bedienen damit letztendlich ein neoliberales System, das sie möglicherweise unterlaufen wollten oder sollten. In dem Maße, in dem sie ihre Unverzichtbarkeit beispielshalber für die Bildung unter Beweis zu stellen bemüht sind, verabschieden sie die Eigenwertigkeit und das unbequeme Subversionspotential des Kunstschaffens. Die künstlerische Autonomie gerät in Gefahr und Systemkonformismus tritt auf den Plan.

Eine derartige subtile Steuerung der Kunstproduktion über die Dynamiken der Mittelvergabe ist jeglicher Diversität abträglich. Natürliche Vielheit kann sich nur entfalten, wenn ihr der notwendige Raum und die größtmögliche Freiheit gewährt werden. Diversität in der Kultur zielt nicht zuletzt darauf, Wahrnehmungsroutinen zu durchbrechen; dies wird jedoch verhindert, sobald Zweckrationalitäten in den Vordergrund rücken, weil diese stets einer schon zuvor konsolidierten politischen oder sonstigen Logik folgen. Sollen neu- und fremdartige Horizonte erst entstehen und soll die Kulturarbeit ihre genuine Widerständigkeit bewahren, so bedarf es eines Schutzes vor Vereinnahmungen durch kulturfremde Vorgaben.

Kunstschaffen ist also zu deinstrumentalisieren, indem die Legitimation von Kulturarbeit und Kulturförderung nicht weiter über kulturfremde Aspekte erfolgt; daraus abzuleiten ist auch, dass die Arbeit von kulturpolitischen Organisationen, Gremien und Geldgebern die Autonomie der Kulturarbeit respektieren und aufhören muss, von ihr einen anderweitig verwertbaren Output zu verlangen.

» **Dethematisierung**

Mit der Instrumentalisierung für fremde Zwecke verbindet sich das ständige Bemühen, die Kunstproduktion auf bestimmte jeweils aktuelle und „relevante“ Themen einzuschwören. Vonseiten der Kritik wird ein Primat der Themen konstatiert, wie sie allenthalben in der Förderung und der Bewertung kultureller Arbeit in einen exklusiven Fokus rücken.

Eine nicht eigengesetzliche Politisierung der Kunst findet, wie bereits beschrieben, insbesondere innerhalb des Kampfes um Projektmittel statt, die unter jeweils aktuellen politischen Schlagworten vergeben werden. Damit werden Themen zwar nicht diktiert, aber deutlich vernehmbar souffliert; auch hier wirkt der basale finanzielle Druck wie ein integrierter Steuermechanismus im Wettbewerb um die knappen materiellen Ressourcen.

Diversität kann jedoch nicht darin bestehen, den jeweils von Politik, Wirtschaft und Medien vorgegebenen Schlagworten zu folgen. Selbst dann, wenn eine Themensetzung auf den ersten Blick diversitätsfördernd erscheint, also etwa für ein Projekt Werke zum Thema „Migration“ gesucht werden oder ein Konzert unter das Motto „Interkulturalität“ gestellt wird, kann dies auf eine subtile Weise problematisch sein. So kann es auch zum Kunstverständnis einer migrierten Person gehören, gerade Migrationserfahrungen nicht zu thematisieren – oder aber die besondere Ästhetik des Herkunftslandes impliziert ohnehin eine eher themenaverse Arbeitsweise. Oder vielleicht besteht die besondere Leistung eines migrierten Musikers gerade darin, sich den musikalischen Stil des Ziellandes angeeignet zu haben, weshalb er dem Motto der Interkulturalität vermeintlich nicht gerecht werden kann.

Vor allem aber etabliert sich mittels solcher thematischer Verschlagwortung die Vorstellung und teils auch die Realität einer Diversitätsprominenz, die sich ausschließlich zu Themen der Diversität zu äußern hat (siehe oben unter „Deidentisierung“).

Ferner provoziert ein nach wechselnden Themen organisierter Kulturbetrieb eine Schnelllebigkeit, in der auf die rasche Abhandlung des Themas „Migration“ sogleich das nächste Thema folgt. Vielfalt ist aber kein Thema, sondern eine Grundbedingung der Kulturarbeit.

Wo möglich und nicht von der Arbeitsweise her zwingend erforderlich, sollte daher auf enge, vor allem politisch sekundierte Themenvorgaben verzichtet werden. Themenoffene oder zumindest sehr breit gefasste Ausschreibungen und Formate sollten zum goldenen Standard avancieren.

Der Kulturbetrieb und vor allem das Förderwesen ist zu dethematisieren, indem seine Fixierung auf – zumal politisch soufflierte – Themen gelöst wird; stattdessen sind thematisch offene Förderkonzepte und Arbeitsformate zu favorisieren.

» **Dehermetisierung**

Von vielen Seiten – und gerade von Zugewanderten – wird die Geschlossenheit des deutschen Kulturbetriebs beklagt. Exklusive Netzwerke, paternalistische Vergabepraktiken, kryptische Sprachcodes und mangelnde Informationsangebote setzen dem Einstieg in eine kulturelle Tätigkeit teils unüberwindbare Hindernisse entgegen; auch die oben beschriebenen Faktoren der segregierenden Provinzialität und überbordenden Bürokratie verstärken die Geschlossenheit der Kulturszene.

In extremem Maße gilt dies für Menschen, welche nicht automatisch in diese Strukturen „hineinwachsen“, also zugewanderte, aus prekären oder kulturfernen Verhältnissen stammende, körperlich benachteiligte und marginalisierte Personen. Diese – aber nicht nur diese – benötigen einerseits Unterstützungsangebote und Anlaufstellen, die von Bund und Ländern installiert werden müssen. Andererseits können auch kleinere Kultureinrichtungen viel bewirken, indem sie nicht passiv darauf warten, dass die Diversität zu ihnen kommt, sondern sich um eine breitere Kommunikations- und Rekrutierungspraxis bemühen. Dabei sind nicht nur unterschiedliche Sprachen, sondern auch unterschiedliche Medien und Kanäle zu berücksichtigen. Als Motto kann stets gelten: Diverse Kommunikation ermöglicht diverse Kultur.

Offenheit von Netzwerken kann hingegen kaum unmittelbar erzwungen werden. Die Etablierung finanzieller und arbeitsrechtlicher Stabilität wird jedoch Revierdenken mindern, insoweit es durch Konkurrenzdruck intensiviert ist. Der Hermetik des Betriebs wirkt auch eine Stärkung föderaler und internationaler Strukturen entgegen – wenn diese denn nicht der Überverwaltung (siehe oben zum Punkt „Deformalisierung“) anheimfallen. Staatliche wie nichtstaatliche Einrichtungen können hier immerhin bewusst gegensteuern, indem sie etwa Netzwerktreffen, Mentoratsprogramme und digitale Foren für Austausch anbieten. Dies ist an einigen Kulturinstitutionen bereits der Fall, birgt aber deutliches Erweiterungspotential.

Der Kulturbetrieb ist zu dehermetisieren, indem sich Institutionen aktiv um eine breitere Kommunikations- und Rekrutierungspraxis bemühen, Vernetzungsangebote bereitstellen und Austausch initiieren; die staatlichen Stellen sind aufgefordert, das Unterstützungsangebot für den Eintritt in den Betrieb deutlich zu erweitern.

» **Derandomisierung**

Anliegen der Diversifizierung werden oft dem Zufall überlassen und etwa an gerade bereitstehende Mitglieder der eigenen Kultureinrichtung delegiert – an einem Theater beispielshalber an eine Schauspieler:in mit Migrationshintergrund. Solche Personen besitzen aber erstens nicht zwingend – sozusagen schon qua Biographie – eine Expertise auf diversitäts- und kulturpolitischem Gebiet; zweitens sind sie als involvierte Personen verständlicherweise stark von eigenen Interessen, Netzwerken und Perspektiven beeinflusst. Wem immer es mit der Diversifizierung des Kulturbetriebs ernst ist, sollte sie daher nicht dem Zufall überlassen und mit kompetenten, professionell mit Diversität befassten Institutionen (wie dem Integrationshaus e.V.) zusammenarbeiten.

Der Umgang mit Diversität im Kulturbetrieb ist zu derandomisieren, indem entsprechende Aufgaben und Fragestellungen nicht an zufällig bereitstehende interne Arbeitskräfte delegiert, sondern in Kooperation mit kompetenten Institutionen bearbeitet werden.

Literatur

- » Fernandes Sequeira, Dileta (2015): Gefangen in der Gesellschaft. Alltagsrassismus in Deutschland. Rassismuskritisches Denken und Handeln in der Psychologie. Marburg: Tectum
 - » Kiyak, Mely: Dankesrede, Kurt-Tucholsky-Preis 2021: <https://www.zeit.de/kultur/2021-09/mely-kiyak-kurt-tucholsky-preis-dankesrede>
 - » Richter, Regina (2015): Rassismuskritisches Geschichtslernen oder: Wie historisch-politische Bildung dekolonialisieren? In: Marmer, Elina / Sow, Papa (Hrsg.): Wie Rassismus aus Schulbüchern spricht. Eine kritische Auseinandersetzung mit ›Afrika‹-Bildern und Schwarz-Weiß-Konstruktion in der Schule. Ursachen, Auswirkungen und Handlungsansätze für die pädagogische Praxis. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 225–240
 - » Schüle, Kathrin (2020): Petition „Kultur ins Grundgesetz“: <https://www.openpetition.de/petition/online/kultur-ins-grundgesetz-2>
 - » Terkessidis, Mark (2017): Nach der Flucht. Neue Ideen für die Einwanderungsgesellschaft. Stuttgart: Reclam
 - » Bönkost, Jule (2017): Normalisierung weißer Emotionen als Strategie rassismuskritischer Bildungsarbeit. Veröffentlicht beim IDB / Institut für diskriminierungsfreie Bildung, unter www.diskriminierungsfreie-bildung.de
 - » Cheema, Saba-Nur (Hg.) (2017): (K)Eine Glaubensfrage? Religiöse Vielfalt im pädagogischen Miteinander. <http://www.bs-anne-frank.de/k-eineglaubensfrage/>
 - » Diakonie Baden-Württemberg: Woher kommst du? Reflexive und methodische Anregungen für eine rassismuskritische Bildungsarbeit. https://www.diakonie-wuerttemberg.de/fileadmin/Diakonie/Arbeitsbereiche_Ab/Migranten_Mg/Mg_Rassismuskritische_Broschuere_vollstaendig.pdf
 - » Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus Berlin (2013): Widerspruchstoleranz. Ein Theorie-Praxis-Handbuch zu Antisemitismuskritik und Bildungsarbeit. Berlin
 - » Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus Berlin (2013): ZusammenDenken. Reflexionen, Thesen und Konzepte zu politischer Bildung im Kontext von Demokratie, Islam, Rassismus und Islamismus – ein Projekthandbuch. Berlin
 - » Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus Berlin (2017): Discover Diversity. Politische Bildung mit Geflüchteten
- Literatur, Texte, Broschüren (online verfügbar):**
- » Aktuelle Veröffentlichungen zum Download unter www.kiga-berlin.org
 - » Bildungsstätte Anne Frank (2013): Weltbild Antisemitismus – Didaktische und methodische Empfehlungen für die pädagogische Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Frankfurt/Main



- » Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus Berlin (2017): Widerspruchstoleranz 2. Ein Methodenhandbuch zu antisemitismuskritischer Bildungsarbeit. Berlin
- » Methodenkonferenz Privilegientest: <http://portal-intersektionalitaet.de/forum-praxis/methodenkonferenzen/intersektionalitaet/2018/3-methodenkonferenz-privilegientest/>
- » Praxishilfe zu Barrierefreiheit: <https://www.aktion-mensch.de/inklusion/bildung/impulse/barrierefreiheit/barrierefreie-veranstaltungen.html>
- » Praxishilfe zu digitalen Formaten: https://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/leitlinien-buergerbeteiligung/download/Handreichung_Partizipation_und_Pandemie.pdf
- » Rassismuskritik (Eine Welt Stadt Berlin): <http://eineweltstadt.berlin/wie-wir-arbeiten/rassismuskritik/>
- » Umgang mit problematischen Begriffen im Umgang mit Diskriminierung: [http://www.dissens.de/fileadmin/Interventionen/redakteure/Debus - Umgang mit problematischen Begriffen im Lernen zu Diskriminierung.pdf?fbclid=IwAR3q45FPFU6AdzWsgCeLJ99DL35Kw9BA_Yn_mdQoAsBHoDgb7hzvAD2LxGNc](http://www.dissens.de/fileadmin/Interventionen/redakteure/Debus_-_Umgang_mit_problematischen_Begriffen_im_Lernen_zu_Diskriminierung.pdf?fbclid=IwAR3q45FPFU6AdzWsgCeLJ99DL35Kw9BA_Yn_mdQoAsBHoDgb7hzvAD2LxGNc)
- » Alina Ivanova (2015): Praxishandbuch interkulturelle LehrerInnenbildung. Impulse – Methoden – Übungen. Schwalbach/T.
- » Amjahid, Mohamed (2017): Unter Weissen. Was es heißt, privilegiert zu sein. Berlin/München: Hanser
- » Amjahid, Mohamed (2021): Der weiße Fleck. München: Piper Verlag
- » Anti-Bias-Netz (2015): Vorurteilsbewusste Veränderungen mit dem Anti-Bias-Ansatz. Lambertus Verlag Myriam Brunner
- » Arndt, Susan (2017): Rassismus. Die 101 wichtigsten Fragen. 3. Auflage. München: Beck
- » Arndt, Susan / Ofuatyey-Alazard, Nadja (Hg.) (2015): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. 2. Aufl. Münster: Unrast Verlag
- » Berendsen, Eva / Cheema, Saba-Nur / Mendel, Meron (Hg.) (2019): Triggerwarnung. Identitätspolitik zwischen Abwehr, Abschottung und Allianzen. Berlin: Verbrecher Verlag
- » Bönkost, Jule (2019) (Hg.): Unteilbar. Bündnisse gegen Rassismus. Münster: Unrast Verlag
- » Castro Varela, Maria do Mar / Mecheril, Paul (Hg.) (2016): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: Transcript Verlag

Praxishandbücher und Bücher mit methodisch / didaktischem Material:

- » A. Kelly, Natasha (2016): Afrokultur. Münster: Unrast Verlag
- » A. Kelly, Natasha (2021): Rassismus. Strukturelle Probleme brauchen strukturelle Lösungen! Zürich: Atrium Verlag
- » den Broek, Lida von (1993): Am Ende der Weißheit – Vorurteile überwinden. Ein Handbuch. Berlin: Orlanda Verlag GmbH
- » Detzner, Milena / Drücker, Ansgar / Seng, Sebastian (Hg.) (2016): Rassismuskritik. Versuch einer Bilanz über Fehlschläge, Weiterentwicklungen, Erfolge und Hoffnungen. Düsseldorf: Eigenverlag



- » Drücker, Ansgar / Seng, Sebastian / Töbel, Sebastian (Hg.) (2016): Geflüchtete, Flucht und Asyl. Texte zu gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, Flucht- und Lebensrealitäten, rassistischen Mobilisierungen, Selbstorganisation, Empowerment und Jugendarbeit. Düsseldorf: Eigenverlag
- » Elverich, Gabi / Kalpaka, Annita / Reindlmeier, Karin (Hg.) (2009): Spurensicherung. Reflexion von Bildungsarbeit in der Einwanderungsgesellschaft. Münster: Unrast Verlag
- » Foitzik, Andreas / Hezel, Lukas (Hg.) (2019): Diskriminierungskritische Schule. Einführung in theoretische Grundlagen. Weinheim/Basel: Beltz Verlag
- » Foitzik, Andreas / Holland-Cunz, Marc / Riecke, Clara (2019): Praxisbuch Diskriminierungskritische Schule. Weinheim / Basel: Beltz
- » Hafeneger, Benedikt / Unkelbach, Katharina / Widmaier, Benedikt (Hg.) (2019): Rassismuskritische politische Bildung, Schwalbach/Ts: Wochenschau Verlag
- » Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismuserfahrung in Nordrhein-Westfalen (IDA-NRW) (Hrsg.) (2016): Kinder- und Jugendarbeit zu rassismuskritischen Orten entwickeln. Anregungen für die pädagogische Praxis in der Migrationsgesellschaft. Düsseldorf: Eigenverlag
- » Kalpaka, Annita / Rätzzel, Nora (Hg.) (2019): Rassismus. Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. Hamburg: Argument Verlag
- » Karim Fereidooni, Meral El (Hg.) (2017): Rassismuskritik und Widerstandsformen. Wiesbaden: Springer
- » Keen, Ellie / Georgescu, Mara (2017): BOOKMARKS. Bekämpfung von hate speech im Internet durch Menschenrechtsbildung. Neue Deutsche Medienmacher e.V. Berlin
- » Madubuko, Nkechi (2016): Empowerment als Erziehungsaufgabe. Praktisches Wissen für den Umgang mit Rassismuserfahrungen. Münster: Unrast Verlag
- » May, Isabell (2019): Erkennen lernen. Rassismus, Diskriminierung, Traumata und die eigenen Vorurteile in der pädagogischen Arbeit mit Geflüchteten. KOMM-AN-Projekt: Das (Nicht-)Erkennen von Traumata – Stereotype und Vorurteile gegenüber Geflüchteten als Erklärung für „verweigerndes Lernverhalten“. Duisburg: Eigenverlag
- » Mecheril, Paul u.a. (Hrsg.) (2016): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim/Basel: Beltz Verlag
- » Mengis, Eden / Drücker, Ansgar (2019): Antidiskriminierung, Rassismuskritik und Diversität. 105 Reflexionskarten für die Praxis. Weinheim/Basel: Beltz
- » Meyer, Katrin (2017): Theorien der Intersektionalität zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag
- » Ogette, Tupoka (2017): exit Racism. Rassismuskritisch denken lernen. Münster: Unrast Verlag
- » Prasad, Nivedita (Hg.) (2018): Soziale Arbeit mit Geflüchteten. Rassismuskritisch, professionell, menschenrechtsorientiert. Opladen/Toronto: Verlag Barbara Budrich
- » Scharathow, Wiebke / Leiprecht, Rudolf (Hg.) (2009): Rassismuskritik, Bd. 2: Rassismuskritische Bildungsarbeit. Schwalbach/T.



- » Sow, Noah (2018): Deutschland schwarz weiß. Aktual. Aufl. Norderstedt: Books on Demand
- » Terkessidis, Mark (2019): Wessen Erinnerung zählt? Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute. Hamburg: Hoffmann und Campe

Netzwerke, Magazine und Glossare:

- » Anti-Bias-Werkstatt: <http://www.anti-bias-werkstatt.de/?q=de>
- » Begriffe über Behinderung von A bis Z: <https://leidmedien.de/begriffe/>
- » Center for Intersectional Justice: <https://www.intersectionaljustice.org/>
- » Die Neue Norm: <https://dieneuenorm.de/>
- » Fachstelle Gender und Diversität NRW: <https://www.gender-nrw.de/>
- » Fibel der vielen kleinen Unterschiede – Begriffe zur sexuellen und geschlechtlichen Vielfalt: <https://www.aug.nrw/materialien/download-links-1/>
- » FUMA Fachstelle Gender & Diversität NRW digital: <https://fumadigital.de/>
- » Geschlechterbewusste, diskriminierungssensible Sprache: <https://www.aug.nrw/presse/schreibtipps/>
- » Glossar der neue deutschen Medienmacher: <https://glossar.neuemedienmacher.de/>
- » Handbook Germany: <https://handbookgermany.de/de.html>
- » IDA e.V.: <https://www.idaev.de/startseite>
- » Institut für diskriminierungsfreie Bildung: <https://diskriminierungsfreie-bildung.de/>
- » Interkulturelle Zentren der Stadt Köln: <http://interkulturell.koeln/>

- » Kompetenzzentrum Anti-Schwarzer Rassismus (EOTO e.V.): <https://kompetenzzentrum-asr.de/>
- » MIGAZIN: <https://www.migazin.de/>
- » Migrationsrat: <http://www.migrationsrat.de/glossary/>
- » Neue deutsche Medienmacher*innen: <https://www.neuemedienmacher.de/>
- » Neue Deutsche Organisationen: <https://neuedeutsche.org/>
- » Opferberatung Rheinland: <https://www.opferberatung-rheinland.de/beratung>
- » Refugee Law Clinic Journal – Zugang zum Recht: <https://rlc-journal.org/>
- » Rosa Mag: <https://rosa-mag.de/>
- » Sozialhelden e.V.: <https://sozialhelden.de/>
- » Verfassungsblog – On Matters Constitutional: <https://verfassungsblog.de/>
- » Verschiedene Tipps, u.a. auch Bilder: <https://gesellschaftsbilder.de/>

Video-Beiträge:

- » Chimanda Ngozi Adichie: The danger of a single story | Chimanda Ngozi Adichie möchte in ihrem Vortrag ein Bewusstsein dafür schaffen, dass eine einzelne Geschichte, ein einziges Detail, der Kern für Vorurteile und Stereotype ist. transcript (auch mit deutschen Untertiteln): https://www.ted.com/talks/chimamanda_adichie_the_danger_of_a_single_story/
- » COSMO Kontrollverlust: <https://www1.wdr.de/radio/cosmo/programm/kontrollverlust-100.html>



- » Die Datteltäter – mit Satire gegen Vorurteile: Eine Gruppe junger Berliner will ein „Satire-Kalifat“ auf YouTube errichten. In „Datteltäter“ wird der Alltag von Minderheiten zum Comedy-Stoff. In beiden Formaten sprechen junge Menschen mit Migrationshintergrund für und über sich selbst, um Klischees zu bekämpfen: <https://www.youtube.com/channel/UCFoOFgq8qwi7HRGTJSsZ-g>
- » Hoeder, Ciani-Sophia zu Tokenism (deutsch): <https://rosa-mag.de/was-bedeutet-tokenism/>
- » Kimberlé Crenshaw zu Intersektionalität (englisch): https://www.ted.com/talks/kimberle_crenshaw_the_urgency_of_intersectionality
- » Taiye Selasi zu der „Wo kommst du her?“-Frage (englisch): https://www.ted.com/talks/taiye_selasi_don_t_ask_where_i_m_from_ask_where_i_m_a_local

Was machen Sachen im In-Haus?

- » Unsere Website: <https://ihaus.org/>
- » Rassismuskritik praktisch – postkoloniale Lern- und Erinnerungsorte in Köln: <https://desintegration.ihaus.org/>
- » Resist! <https://resist.ihaus.org/>
- » Queer TV: <https://queertv.ihaus.org/>
- » Demokratie-Space: <https://ihaus.org/demokratie-space/>
- » Broschüre zu rassismuskritischer Veranstaltungsplanung: <https://ihaus.org/blog/rassismuskritische-perspektive-beider-organisation-von-veranstaltungen/>
- » Artikel über unsere Medienarbeit: <https://ihaus.org/blog/blind-sein-fuer-rassismus/>

Beispiele unserer Medienarbeit – passend zur Thematik:

Create. Empowerment through Stories, Art & Exchange (mit Coach e.V.):

- » „ASWANG. Ein Film von Jessica.“: <https://youtu.be/9Ur9wcbCXsU>
- » „Empowered by my Childhood Dream. Ein Film von Ceren“ [Video-Produktion Youeb Dachraoui und Jakob Gehrman]: <https://youtu.be/68rRPUoFAWg>
- » „Gute Ausländerin. Ein Film von Thivi.“: <https://youtu.be/qdUtjlgSxSQ>
- » „Ihr wolltet es ja so. Ein Film von Emily.“: <https://youtu.be/B08qymDDguM>
- » „Meine Flucht nach Deutschland. Ein Film von Sufyan“ [Video-Produktion Youeb Dachraoui und Jakob Gehrman]: <https://youtu.be/ofQpmQEInjg>
- » „Mückenstiche. Ein Film von Sam.“: <https://youtu.be/k9ipWLeniJY>
- » „Onipa. Ein Film von Bena.“: <https://youtu.be/xTfLI3d0QNk>
- » „Rastlosigkeit. Ein Film von Zainab.“: <https://youtu.be/wXhEbs6a9TY>
- » „Say my name. Ein Film von Mohammad Nour.“: <https://youtu.be/KvLgMGvENoo>

- » Dokumentation der Fachtagung „Mehrfachdiskriminierung – (k)ein Thema für uns?!“ der Fachstelle #MehrAlsQueer: https://youtu.be/NIsD7i_2XHs
- » Fluchtpolitik. Im Gespräch mit Claus-Ulrich Prölß (Flüchtlingsrat e.V., Köln): <https://ihaus.org/blog/fluchtpolitik-ein-gespraech-mit-claus-ulrich-proelss-koelner-fluechtlingsrat-e-v/>
- » Videoreihe zu Safer Spaces: https://www.youtube.com/playlist?list=PLqy-vfVsjO3GfQ-dlJD5Zc_m7KHnFJThi
- » „IDA erklärt... Antisemitismus.“: <https://youtu.be/qvyXU33bNVg>
- » „IDA erklärt... Rassismus.“: <https://youtu.be/txmstaqcBds>
- » „IDA erklärt... rassismuskritische Öffnung.“: <https://youtu.be/ViqZjjZR9XU>

Wir sind nicht für's Foto da, aber auch.